Journalistik

Zeitschrift für Journalismusforschung

Hrsg. von Bernhard Debatin, Petra Herczeg, Gabriele Hooffacker, Horst Pöttker und Tanjev Schultz

1 | 2018 | 1. Jahrgang

HERBERT VON HALEM VERLAG

INHALTSVERZEICHNIS

001 Editorial

Aufsätze

004 Klaus Meier
Wie wirkt Konstruktiver Journalismus?
Ein neues Berichterstattungsmuster auf dem Prüfstand

026 Gunter Reus
Was Journalisten von Erich Kästner lernen können
Im Werk des Publizisten verschwimmen die Grenzen zwischen Journalismus und Literatur

047 Nina Steindl / Corinna Lauerer / Thomas Hanitzsch
„Die Zukunft ist frei!"
Eine Bestandsaufnahme des freien Journalismus in Deutschland

Essay

060 Friederike Herrmann
Warum die Berichterstattung über Europa so langweilig ist

Debatte

065 Petra Herczeg / Horst Pöttker
Wann darf die Nationalität von Straftätern genannt werden?
Journalistische Antidiskriminierungsregeln und der Migrationsdiskurs in Deutschland und Österreich

Rezensionen

082 *Uwe Krüger: Mainstream. Warum wir den Medien nicht mehr trauen*
rezensiert von Guido Keel

086 *Irma Nelles: Der Herausgeber. Erinnerungen an Rudolf Augstein*
rezensiert von Beatrice Dernbach

088 *Lorenz Matzat: Datenjournalismus. Methode einer digitalen Welt*
rezensiert von Holger Müller

091 *Lars Bauernschmitt, Michael Ebert: Handbuch des Fotojournalismus*
rezensiert von Evelyn Runge

096 *Tim Kukral: Arbeitsbedingungen freier Auslandskorrespondenten*
rezensiert von Julia Lönnendonker

102 Impressum

Editorial

Der Journalismus ist infolge des digitalen Medien- und Kulturumbruchs in eine Krise geraten. Sie führt zu einem Wandel dessen, was ein Jahrhundert lang – aufgrund inzwischen veränderter historischer Entstehungsbedingungen – unter diesem Beruf verstanden wurde. In dieser Situation gilt es, das herkömmliche Konzept von journalistischer Professionalität zu überprüfen: Was muss bleiben, weil die journalistische Öffentlichkeitsaufgabe für moderne Gesellschaften nach wie vor lebenswichtig ist? Was muss sich aber auch ändern oder ändert sich schon?

In dieser Erneuerungskrise bedarf der Journalistenberuf mehr denn je der ihn begleitenden Wissenschaftsdisziplin Journalistik. Sie geht von der Notwendigkeit einer durch qualifizierten Journalismus hergestellten Öffentlichkeit für die Selbstregulierung komplexer Gesellschaften aus. Dabei legt sie so viel intellektuelle Breite und Unerschrockenheit an den Tag, dass Innovationen von ihr ausgehen können.

Eine Fachzeitschrift der Journalistik

Anders als in den angelsächsischen Ländern, wo es eine ganze Reihe von Zeitschriften für „journalism studies“ gibt und sogar wissenschaftliche Spezialorgane u. a. für Geschichte des Journalismus, journalistische Berufsethik oder literarischen Journalismus, fehlt den deutschsprachigen Ländern bisher eine Fachzeitschrift der Journalistik, die das Profil der Disziplin schärft. Deutschsprachige Journalismusforscherinnen und -forscher sind auf kommunikationswissenschaftliche Zeitschriften ohne Berufsbezug oder auf Praxisjournale angewiesen.

Um diese Lücke zu füllen, starten wir die Zeitschrift „Journalistik“. Möglich wird dieser Start durch Förderungen des Herbert von Halem-Verlags und der Stiftung Presse-Haus NRZ.

Die “Journalistik“ ist bis auf Weiteres als Online-Publikation gedacht. Nach dem Muster traditioneller wissenschaftlicher Zeitschriften wird sie aber zu festen Terminen mit zitierbarer Ausgaben-Zählung erscheinen. Zusammen mit dem Verlag fassen wir zu gegebener Zeit eine Auswahl thematisch zusammenhängender Beiträge als „best of“ in gedruckter Form ins Auge.

Wissenschaftlicher Pluralismus

Herrschte bis in die 1970-er Jahre aufgrund der normativ-ontologischen Tradition der deutschen Zeitungswissenschaft ein Mangel an empirisch-analytischer Forschung, hat sich diese Situation seit den 1990-er Jahren umgekehrt: Mittlerweile ist in der Kommunikationswissenschaft ein Überhang an Publikationen zu sehen, für die Modelle der Natur- und Technikwissenschaften Pate stehen. Dem

steht ein Mangel an historisch-hermeneutischen Beiträgen gegenüber, die sich vom praktischen Erkenntnisinteresse an Verständigung (Jürgen Habermas) nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch im Journalismus und der ihn begleitenden Wissenschaft leiten lassen. Solche Diskussionsbeiträge sind gerade heute neben empirisch-analytischen, am Variablenansatz (Gerhard Maletzke) orientierten Forschungsberichten wichtig, weil es in dem durch den digitalen Medien- und Kulturumbruch verunsicherten Journalistenberuf einen hohen Bedarf an Selbstverständigung gibt.

Herausgeberprinzip

Mittlerweile herrscht auch bei den Periodika der Kommunikationswissenschaft das „double blind reviewing“. Trotz mancher Vorteile dieses Auswahlverfahrens richtet sich gegen seine Hegemonie zunehmend Kritik, u. a. weil Anonymität die Sorgfalt von Begutachtungen mindert und die Verantwortlichkeit für Publikationsentscheidungen undeutlich werden lässt. Damit verliert eine journalistische Einsicht an Geltung, die ins Medienrecht eingegangen ist: Das probate Mittel, um publizistische Qualität zu sichern, ist namentliche Verantwortung. Das sollte eine Disziplin nicht vergessen, die dem Journalistenberuf zur Seite steht. Im Übrigen ist zu befürchten, dass bei der Auswahl von externen Gutachterinnen und Gutachtern, die im Themengebiet eines Manuskriptangebots ausgewiesen sind, entweder akademische Freunde oder Gegner der Urheberperson zum Zuge kommen. Das führt zur Übervorsicht bei Einreichungen und zu einer Vereinheitlichung, die für innovative Wissenschaft problematisch ist . Um solche Nachteile zu vermeiden und auch bei den wissenschaftspublizistischen Entscheidungsverfahren Pluralismus zu wahren, ist die „Journalistik“ bewusst als Herausgeberzeitschrift konzipiert, die auch nicht an akademische Institutionen gebunden ist.

Zweisprachigkeit

In den deutschsprachigen Ländern ist das berufsorientierte Fach Journalistik später als in den angelsächsischen Ländern entstanden und daher (noch) relativ klein. Deshalb und weil Englisch zur globalen Lingua Franca der Wissenschaft geworden ist, bedarf nicht zuletzt die Journalistik des Anschlusses an die englischsprachige Welt. Forschungsergebnisse aus dem deutschen Sprachgebiet sollten auch in Englisch zugänglich sein, damit sie international Beachtung finden. Gleichzeitig müssen aber auch die deutschsprachigen Originale präsent bleiben, wenn die Journalistik sich nicht von der außerakademischen Medienwelt isolieren oder zum Abschleifen kultureller Vielfalt beitragen will. Auch, um den bewussten Verzicht auf das Peer-Review im Hinblick auf Qualifikationsziele von Autorinnen und Autoren zu kompensieren, gehört eine inhaltsgleiche englische Version neben der deutschen zu unserem Konzept.

Entscheidungskriterien und -verfahren

Maßgeblich für den Inhalt und damit für die Auswahl von Beiträgen sind die Relevanz für den

Journalistenberuf und seine Öffentlichkeitsaufgabe sowie wissenschaftliche Qualitäten: Innovationskraft, Ideenreichtum, Prägnanz von Fragestellungen, argumentative Schlüssigkeit, Prüfbarkeit von Daten, Nachvollziehbarkeit von Quellen, last but not least klare Sprache. Auf dieser Grundlage streben wir ein Optimum an Pluralität von Gegenständen und Problemen, Perspektiven und Methoden, Theorieansätzen und Praxisbezügen an. Sowohl empirisch-analytische als auch historisch-hermeneutische Beiträge und Essays finden nebeneinander Platz.

Publikationsentscheidungen werden von den Herausgeberinnen und Herausgebern gemeinsam getroffen und verantwortet. Wir hoffen, dass auch die Zusammensetzung des Herausgeberkreises, was Alterskohorte, Geschlecht, Nationalität und akademisches Profil betrifft, ein ausreichendes Maß an Pluralität wahrt.

Bernhard Debatin (Athens, Ohio), Petra Herczeg (Wien), Gabriele Hooffacker (Leipzig/München), Horst Pöttker (Dortmund/Hamburg), Tanjev Schultz (Mainz)

Wir laden zur Einreichung von Manuskripten ein.

Wie wirkt Konstruktiver Journalismus?

Ein neues Berichterstattungsmuster auf dem Prüfstand

von Klaus Meier

Abstract: Der Konstruktive Journalismus will nicht nur Probleme und Missstände darstellen, sondern auch den Blick in die Zukunft richten und Lösungsansätzen und Handlungsmöglichkeiten recherchieren, Perspektiven und Hoffnung zeigen. Seit 2015 hat die Zahl der Redaktionen zugenommen, die dieses neue Berichterstattungsmuster verfolgen. Konstruktiver Journalismus will bestimmte Effekte beim Publikum erreichen – auf der Mikroebene der Nutzer, auf der Mesoebene der Bindung an ein Medienunternehmen und auf der Makroebene des Fortschritts der Gesellschaft. Bislang ist jedoch kaum empirisch belegt, ob die beabsichtigen Effekte tatsächlich eintreten. Unser Experiment untersuchte die Wirkung einer Nachricht und einer Reportage, die jeweils konstruktiv und nicht-konstruktiv vier Lesergruppen vorgelegt wurden. Die Ergebnisse zeigen auf der Mikroebene, dass Konstruktiver Journalismus einer negativen Weltsicht entgegenwirken kann, weil die Leser nach den beiden konstruktiven Beiträgen den Lösungsansatz und die Hoffnung erkennen und sie sich emotional besser fühlen. Die Bereitschaft, sich über konstruktive Beiträge eher auszutauschen und sie in sozialen Netzwerken zu teilen, lässt für die Makroebene darauf schließen, dass eine konstruktive Berichterstattung langfristig zu mehr gesellschaftlichem Engagement und Nachahmung ermutigen kann – in einem Experiment kann man dies allerdings nicht beweisen. Ebenso lässt sich im Experiment nicht belegen, dass das Publikum auf der Mesoebene eine Medienmarke, deren Redaktion konstruktiv recherchiert, langfristig als positiv und hilfreich wahrnimmt. Aber es gibt Indizien dafür. Der Beitrag zieht Schlussfolgerungen hinsichtlich der Journalismustheorie der Berichterstattungsmuster und leitet Ratschläge für die journalistische Praxis ab.

Einleitung: das Phänomen „Konstruktiver Journalismus“

„Jammer nicht, tu was!“ Unter dieses Motto stellte der NDR Ende Juni 2017 eine Debatte, die eine Woche lang redaktionsübergreifend geführt und gesendet wurde. „Noch nie haben sich in Deutschland so viele Menschen für die Gesellschaft engagiert wie heute“, heißt es zum Beispiel in einem Beitrag (NDR 2017a). Ein paar Monate davor hatte man in der gleichen Debattenreihe die Frage gestellt: „Zu viele Probleme? Zu wenige Perspektiven?“ (NDR 2017b) Claudia Spiewak (2017), NDR Hörfunk-Chefredakteurin und Programmchefin von NDR Info, erklärte:

„Missstände aufdecken, den Finger in die Wunde legen, das bleibt eine unserer zentralen Aufgaben. Gerade der NDR steckt besonders viel Zeit und Kraft in die investigative Recherche. […] Zugleich wollen wir aber häufiger als bisher nicht nur über Probleme und Herausforderungen berichten, sondern auch mögliche Lösungsansätze beleuchten. Denn zu unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit

gehören auch tragfähige Kompromisse, Fortschritt und Erfolge. Entwicklungen also, die Mut machen und inspirierend sein können. Im besten Fall entsteht so ein Bild von der Welt, in der wir leben, das zutreffender ist."

„Gut zu wissen. SZ-Geschichten, die inspirieren und motivieren" sagt das Logo, mit dem die Sächsische Zeitung in Dresden seit November 2016 etwa 100 Mal im Monat Artikel kennzeichnet, die sich nicht nur einem Problem widmen, sondern zumindest auch einem kleinen Lösungsansatz. Oliver Reinhard (2016), der das Projekt ins Leben gerufen hat, ist es wichtig, einem Übermaß an negativen Nachrichten entgegenzuwirken, die die Wirklichkeit verzerrten und zu Frustration, Pessimismus und Zynismus führten:

„Wir wollen uns noch stärker auf das konzentrieren, was guten Journalismus im Kern ausmacht: Er will das ganze Bild in den Blick nehmen. Er betrachtet die Welt mit beiden Augen. Er behandelt gute Nachrichten mit der gleichen Intensität, Seriosität und Leidenschaft wie schlechte. […] Genau darum geht es uns: Neuigkeiten, die nicht nur gut im Sinne von positiv sind. Sondern konstruktiv. […] Der konstruktive Journalismus blendet nämlich weder aus noch färbt er schön. Doch ebenso wenig begnügt er sich damit, Probleme lediglich darzustellen und Verantwortliche zu benennen. Er geht einen Schritt weiter. Er blickt nach vorne. Er fragt: ‚Und was nun?'"

Im Juni 2016 ging ein Online-Magazin an den Start, das sich dem Konstruktiven Journalismus verschrieb: perspective-daily.de gewann mit einer Crowdfunding-Kampagne mehr als 14.000 Mitglieder zum Jahresbeitrag von 42 bis 60 Euro. „Wir sind der Überzeugung, Online-Medien sollten mehr tun, als Skandale aufzudecken und mit minütlichen Updates um Aufmerksamkeit zu buhlen. Wir glauben, sie können neben Problemen auch Visionen und Lösungen diskutieren", heißt es in der Rubrik „Über uns" (Perspective Daily 2017). Das Magazin hat sich mit Erklär-Journalismus und lösungsorientiertem Journalismus eine Community geschaffen, die die Redaktion auch im zweiten Jahr finanziert. Zum ersten Geburtstag schrieben die Gründer David Ehl und Maren Urner (2017), dass Berichte über die Zusammenhänge des komplexen Weltgeschehens, über Langzeitentwicklungen und mögliche Szenarien, wie sich Dinge weiterentwickeln könnten (W-Frage: „Wie geht es weiter?"), keineswegs weniger „objektiv" seien als Berichte über Einzelereignisse, die eher Krieg, Terror und Hass in den Mittelpunkt stellten. Hier rekurrieren Vertreter des Konstruktiven Journalismus auf theoretische Ansätze des Konstruktivismus und das Konzept der Transparenz – also auf Gegenmodelle zu einem naiven Objektivismus: „Konstruktiver Journalismus gibt sich gar nicht erst der Illusion hin, objektiv zu sein. […] Wenn dir klar ist, dass ein sorgfältiger, erfahrener, aber nicht unfehlbarer Mensch diese Zeilen tippt, hilft das letztlich auch der wirtschaftlichen Situation der Branche; vor allem aber der Glaubwürdigkeit des Journalismus." (ebd.)

NDR, Sächsische Zeitung, Perspective Daily – drei Beispiele für den so genannten Konstruktiven Journalismus. Es gibt noch Dutzende mehr. Neben zum Beispiel Spiegel Online (Harms 2015), Tages-Anzeiger (persoenlich.com 2015) oder ORF (kleinezeitung.at 2016), die von sich aus neue Strategien dazu vorstellen, gibt es eine Reihe von Redaktionen, die nach eigenen Aussagen bereits seit Jahren mit einem derartigen, zumindest ähnlichen Konzept arbeiten, beispielsweise Die Zeit,

brand eins, die taz (Henning 2015; 2016) oder Chrismon (Ott 2017: 293f.).

Seit 2015 nimmt die Zahl der Redaktionen zu, die zumindest ab und zu Konstruktiven Journalismus betreiben. Das Phänomen wurde von einem zunächst vermuteten Hype zu einem dauerhaften Trend (Winterbauer 2017; Grüner/Sauer 2017: 4). Im Detail unterscheiden sich die Strategien und Praktiken, die unter der Flagge des Konstruktiven Journalismus segeln. Auch die Bezeichnungen variieren: Sie reichen vom Kernbegriff „Konstruktiver Journalismus" – oder „Constructive News", wie es Ulrik Haagerup (2015) als einer der Vordenker nennt – über Einschränkungen und Präzisierungen wie „kritisch-konstruktiver Journalismus" (Grüner/Sauer 2017: 8-11) bis zu anderen Schwerpunktsetzungen mit „Solutions Journalism" bzw. „Lösungsorientiertem Journalismus" (Benesh 1998; Krüger 2016).

Allem gemeinsam ist das Ziel, den klassischen sieben W-Fragen weitere Fragen bei Recherche und Auswahl von Themen hinzuzufügen: die Frage nach den Aussichten (What now? Und jetzt? Wie weiter?), also den Blick in die Zukunft statt nur in die Vergangenheit – in Verbindung mit erklärendem Kontext, Zusammenhängen, Lösungs- und Handlungsmöglichkeiten. Es geht also um ein „ganzheitliches Bild", das der Konstruktive Journalismus zeichnen möchte – eine Formulierung, die oft auftaucht – und keineswegs um einen „positiven Journalismus" – eine Formulierung, die durchgehend abgelehnt wird, weil sie missverständlich ist: Die negativen Seiten eines Themas sollen nicht ausgeblendet werden.

Zum Phänomen „Konstruktiver Journalismus" ist eine Menge Literatur erschienen – international und in deutscher Sprache. Es gibt visionäre Bücher von Vordenkern aus Dänemark (Haagerup 2015; Gyldensted 2015), eine Reihe von praktischen Leitfäden deutscher Journalisten (z.B. Sauer 2015; Medium Magazin/Gleich 2016; Grüner/Sauer 2017) und akademische wie angewandte Reflexionen (z.B. Krüger/Gassner 2014; Niggemeier 2016; Krüger 2016; Ott 2017) sowie wissenschaftliche Studien, die meist in Form von Abschlussarbeiten durchgeführt wurden und häufig mit Fallstudien das Feld beschreiben (z.B. Henning 2015; Zimmer 2015; Eder 2016; Schwedes 2016; Schindler 2017).

Zur Lehre und Forschung zum Konstruktiven Journalismus gibt es bereits Hochschul-Institute und -Schwerpunkte: Im Dezember 2015 wurde die dänische Journalistin Cathrine Gyldensted an die Hochschule Windesheim in den Niederlanden als „Director of Constructive Journalism" berufen (Hochschule Windesheim 2015). Die Universität Aarhus in Dänemark hat im März 2017 das „International Constructive Institute" unter Leitung von Ulrik Haagerup, dem ehemaligen Chefredakteur des Dänischen Rundfunks, ins Leben gerufen (Constructive Institute 2017). Auch in der Weiterbildung von Journalistinnen und Journalisten spielt das Thema eine vielfältige Rolle: von speziellen Kursen und Workshops alleine zum Konstruktiven Journalismus über die Integration konstruktiver Ansätze in vorhandene Bildungsangebote bis zur Entwicklung einer „kritisch-konstruktiven Organisation" der Weiterbildungseinrichtung (Kraus 2017).

In diesem Beitrag geht es nicht darum, die Feinheiten und im Detail unterschiedlichen Vorstellungen konstruktiver Ansätze im Journalismus herauszuarbeiten (vgl. dazu die genannte

Literatur), sondern seine Ziele zu untersuchen. Denn die Ziele sind weitgehend identisch und finden sich immer wieder als gemeinsames Begründungsmuster des Konstruktiven Journalismus. Es wurde aber noch kaum empirisch untersucht, ob sich diese Ziele überhaupt umsetzen lassen. Demnach sollen bestimmte Effekte erreicht werden – und zwar auf drei Ebenen (Krüger 2016), die eng zusammenhängen:

- *Mikroebene:* Die Leser, Zuschauer, Zuhörer und Nutzer sollen sich nach konstruktiven Beiträgen besser fühlen, indem sie Hoffnung oder Lösung bewusst wahrnehmen und nicht nur mit Problemen belastet werden. Konstruktiver Journalismus soll einer negativen Weltsicht entgegenwirken.
- *Mesoebene:* Die Medienunternehmen sollen eine bessere Bindung beim Publikum erreichen, also Lesezeiten und Reichweiten erhöhen; die Medienmarke soll als positiv und hilfreich aufgeladen werden.
- *Makroebene:* Mögliche Lösungen und Perspektiven für soziale Probleme sollen einen Fortschritt der Gesellschaft bewirken, wenn Vorbilder, „first mover“ und glaubwürdige Beispiele in der Berichterstattung dargestellt werden und zu gesellschaftlichem Engagement und Nachahmung ermutigen.

Konstruktiver Journalismus als alternatives Berichterstattungsmuster

Weil die Vertreter des Konstruktiven Journalismus einheitliche Ziele verfolgen, auf die ihre persönlichen und redaktionellen Strategien hinauslaufen sollen, kann diese Spielart des Journalismus in der Journalismustheorie als Berichterstattungsmuster gesehen werden. Journalisten orientieren sich in der Berichterstattung – bewusst oder unbewusst – an bestimmten Strategien, die als „Berichterstattungsmuster“ (Weischenberg 1983; 1995: 111-119), „Typen von Informationsjournalismus“ (Saxer 1992: 117-123) oder „Journalismus-Konzeptionen“ (Wyss 2001: 274-275) bezeichnet werden. Sie beschreiben Varianten von Rollenbildern und Berufsauffassungen, die zu einem Teil der persönlichen Einstellung der Journalisten, der redaktionellen Routinen und der allgemeinen Berufskultur geworden sind (Meier 2013: 189-195). Dabei können einzelne Journalisten und Redaktionen ein einziges Berichterstattungsmuster verfolgen (wie zum Beispiel Investigativ-Teams oder Nachrichtenredaktionen); die Regel ist allerdings ein mehrdimensionales Berufsverständnis (Weischenberg/Malik/Scholl 2006: 100-101; Weischenberg/von Bassewitz/Scholl 1989): Redaktionen wollen zum Beispiel einmal neutral informieren („Objektiver Journalismus“), ein anderes Mal Hintergründe und Zusammenhänge erklären („Interpretativer Journalismus“), Lebenshilfe im Alltag bieten („Ratgeberjournalismus“) oder auch aufdeckend recherchieren („Investigativer Journalismus“).

In der Journalismustheorie besteht Konsens, dass alternative Berichterstattungsmuster den klassischen „Objektiven Journalismus“ ergänzen – vor allem dort, wo dieser Defizite hat (Meier 2013: 189-195): Er bevorzugt offizielle Standpunkte und Ereignisse, die von mächtigen Institutionen inszeniert und kontrolliert werden und tendiert zu Verlautbarungen. Auch wenn er Zitate und Gegenzitate „neutral“ aneinanderfügt, vernachlässigt er Hintergründe, Ursachen und Folgen. Durch

die Ereignisfixierung werden langfristige Prozesse ausgeklammert. Auch der Konstruktive Journalismus greift diese Defizite auf.

In seinem Ziel, soziale Probleme nicht nur zu beschreiben, sondern auch Debatten über mögliche Lösungen anzuschieben, gleicht der Konstruktive Journalismus anderen Berichterstattungsmustern, die bereits seit den 1990er Jahren vor allem in den USA eine Rolle spielen. Beispiel ist der „Public Journalism", der im Lokaljournalismus eingesetzt wird: Probleme in der Gemeinde sollen nicht nur thematisiert werden, sondern die Lokalredaktion soll auch Lösungen recherchieren und – falls diese noch nicht vorhanden sind – Dialoge dazu organisieren, interaktiv Foren anbieten und demokratische Prozesse anstoßen (z.B. Rosen 1999). Damit verwandt ist auch der „Friedensjournalismus", der auf Basis von Konfliktforschung die Rolle des Journalismus im Krieg – häufig die Sichtweise der Militärs aufgreifend – problematisiert und Möglichkeiten deeskalierender Berichterstattung sondiert, die eben auch mögliche Lösungen für die Konflikte recherchieren und thematisieren soll (z.B. Galtung 2002; Bilke 2002, 2008). In diesem Sinne gibt es Forderungen nach „konstruktiver Terrorberichterstattung" (Kraus/Ramchen 2017): Eine allzu schnelle, unhinterfragte Inszenierung des Destruktiven mache Terroristen zu Helden und Medien zu ihren Komplizen; konstruktive Berichterstattung hingegen lege den Fokus auf den Kontext und frage nach Ursachen und Motiven – und nach Unterstützung für die Opfer und künftigen Maßnahmen, um Risiken zu verringern.

Doch jedes Berichterstattungsmuster hat Vor- und Nachteile und birgt vor allem bei intensiver und eventuell übertriebener oder nicht ganz durchdachter Anwendung nicht nur Chancen, sondern auch Gefahren. So wird zum Beispiel kritisiert, dass Berichte im „Hype um den ‚konstruktiven Journalismus'" manchmal seltsame Blüten treiben, etwa wenn einer durch und durch hoffnungslosen Nachricht über vollzogene Todesurteile noch unbedingt etwas Positives abgewonnen werden soll – eine „positive Einfärbung um jeden Preis" (Ott 2017: 287-288, 291). Weiterer Kritikpunkt ist, dass konstruktive Beiträge in der Darstellung der Lösungsmöglichkeit (versteckte) Werbung und PR zum Beispiel für NGOs und andere Lobbyisten enthalten könnten (Hartmann 2014; Ott 2017: 291-292), „schäfchenweichen Sanso-Journalismus" betrieben und Journalisten auf „Wellness-Trainer" umschulten (Prantl 2017). Und grundsätzlich wird bezweifelt, dass das Etikett „konstruktiver Journalismus" überhaupt nötig ist, weil guter Journalismus immer auch nach vorne blicken und Lösungen, Hoffnung oder Frieden im Sinn haben sollte (Ott 2017: 288; Niggemeier 2016). Befürworter halten den ersten beiden Punkten entgegen, dass es zu den Qualitätskriterien eines guten Konstruktiven Journalismus gehört, eben nicht überall Positives zu sehen und mögliche Lösungen kritisch zu hinterfragen. Und Letzterem wird entgegnet, dass es das Etikett braucht, um im redaktionellen Alltag aus gewohnten Routinen auszubrechen und die üblichen – negativ dominierten – Nachrichtenfaktoren mit weitergehenden W-Fragen regelmäßig zu ergänzen, was eben nicht automatisch passiere.

Zum Publikum des Konstruktiven Journalismus

Zu einer der Ausgangsthesen des Konstruktiven Journalismus gehört die Feststellung, dass

Nachrichten – vor allem im Fernsehen – überwiegend Konflikte, Kriege und Terrorismus thematisieren, das Publikum aber damit alleine lassen und sich deshalb das Publikum zumindest zum Teil frustriert abwendet (z.B. Haagerup 2015: 30-45; Gyldensted 2015: 17-28). Eine Umfrage von Forsa im Auftrag von RTL Aktuell bestätigte diese These: Sie ergab, dass für 45 Prozent der Befragten die Fernsehnachrichten zu problembeladen sind (Hein 2015): „80 Prozent wünschten sich, dass nicht nur über Probleme berichtet wird, sondern auch über Lösungsansätze. Bei den jungen Zuschauern wünschen sich sogar 87 Prozent mehr konstruktive Nachrichten."

Forschungen wiesen schon vor 40 Jahren darauf hin, dass Nachrichten eine „gelernte Hilflosigkeit" beim Publikum erzeugen (Levine 1977): Eine Inhaltsanalyse ergab, dass in 71 Prozent der untersuchten TV-Nachrichtensendungen „Hilflosigkeit" präsentiert wurde. „… it was, in some ways, the network's rendering of the story rather than the news event itself that produced the ‚helplessness' model." (ebd.: 105) Zu den Effekten negativ bzw. positiv dominierter Berichterstattung gibt es eine Reihe von Grundlagenforschungen (vgl. z.B. die Zusammenfassung bei McIntyre 2015: 19-36). So ist zum Beispiel untersucht, dass Themen, die „überwiegend negative Ereignisse" umfassen oder deren Probleme „sehr schwierig zu lösen sind", zu Verdrossenheit beim Publikum führen: Rezipienten entwickeln differenzierte Vermeidungsreaktionen, um dem Thema aus dem Weg zu gehen (Kuhlmann/Schumann/Wolling 2014).

Konstruktiver Journalismus greift diese Forschungserkenntnisse und Publikumswünsche auf. Und seine Verfechter berichten auch von Erfolgen beim Publikum: Ulrik Haagerup nennt eine Reihe von Beispielen, wie konstruktive Berichte positive Effekte bei Zuschauern und Zuhörern hervorriefen (Haagerup 2015: 83-123); die Medienforschung des Dänischen Rundfunks habe zudem herausgefunden, dass die DR-TV-Nachrichten nach Einführung regelmäßiger konstruktiver Beiträge wesentlich beliebter geworden seien und mit Begriffen wie „glaubwürdig, relevant, informativ, konstruktiv, nützlich, lösungsorientiert und sozial verantwortlich" assoziiert würden (ebd., S. 114).

Eine Befragung von 294 Mitgliedern und Personen, die sich auf Social Media für perspective-daily.de interessieren, ergab, dass diese jung, hoch gebildet und medienaffin sind (Schwedes 2016: 2): „Die Medienaffinität der Befragten widerspricht der Annahme, dass der bisherige Erfolg von Perspective Daily eine Konsequenz der wachsenden Medienverdrossenheit in der deutschen Gesellschaft ist." Von der Berichterstattung wünschten sich die Befragten Lösungsansätze und Aufmerksamkeit für vernachlässigte Themen – und zudem klassische Qualitätskriterien wie Exaktheit, Ausgewogenheit oder hoher Informationsgehalt.

Die Sächsischen Zeitung hat in einer Leseruntersuchung vom November 2016 bis zum Februar 2017 11.400 Artikel durch 626 Leser bewerten lassen – darunter 270 Beiträge mit dem eingangs erwähnten Etikett „Gut zu wissen", das konstruktive Artikel kennzeichnet.[1] Die Grundlesequote, die in der Studie als „Lesewert" bezeichnet wird, liegt bei den konstruktiven Beiträgen im Schnitt bei 22 Prozent – und damit deutlich höher als bei den anderen Artikeln mit durchschnittlich 16 Prozent. Insbesondere in einem ebenfalls evaluierten Lokalteil werden die „Gut zu wissen"-Artikel überdurchschnittlich wahrgenommen (32 Prozent). Zudem werden konstruktive Beiträge durch die Leser positiver bewertet als die anderen Beiträge. Bei der Kreuzung mit soziodemografischen

Merkmalen fällt auf, dass Frauen konstruktive Beiträge mehr lesen und besser bewerten als Männer.

Wirkung des Konstruktiven Journalismus: Forschungsstand und Design der Studie

Fragestellung und Forschungsstand

Die Leserstudie der Sächsischen Zeitung gibt bereits erste Hinweise auf mögliche Wirkungen des Konstruktiven Journalismus auf Leser einzelner Beiträge. Wie im einleitenden Kapitel erwähnt, beabsichtigt Konstruktiver Journalismus Effekte auf drei Ebenen. Für unsere Studie haben wir aus allen Ebenen diejenigen Effekte herausgegriffen, die kurzfristig auch nach dem Lesen eines einzelnen Beitrags gemessen werden können: Die Leser von konstruktiven Beiträgen sollen (im Vergleich zum Lesen eines nicht-konstruktiven Beitrags zum gleichen Thema) auf der *Mikroebene* die Hoffnung/Lösung eines Problems erkennen, sich besser informiert fühlen und sich generell besser fühlen. Sie sollen auf der *Mesoebene* mehr Interesse an Thema, Medium und Autor haben und auf der *Makroebene* zu mehr gesellschaftlichem Engagement beim betreffenden Thema bereit sein oder zumindest darüber mit anderen Menschen sprechen.

Hier setzt unsere empirische Studie mit folgender Forschungsfrage an: *Wie wirkt konstruktiver Journalismus?* – Zu dieser Fragestellung gibt es bislang nach unserer Kenntnis nur zwei wissenschaftliche Studien: die Untersuchung von Curry und Hammonds (2014) im Auftrag des „Engaging News Projects“ und die Dissertation von Karen McIntyre (2015) an der University of North Carolina at Chapel Hill; beide sind mit einem Online-Experiment vorgegangen.

Curry und Hammonds bestätigen alle von ihnen formulierten Hypothesen zu lösungsorientiertem Journalismus signifikant und präsentieren dementsprechend eine sehr positive Studie. Die lösungsorientierten Beiträge sind demnach informativer, erzeugen mehr Wissen und Interesse – sowohl am Thema als auch an Autor und Medium – und erhöhen potenzielles Engagement zum Thema (z.B. Spendenbereitschaft). Die Autoren legten drei Nachrichtenbeiträge – jeweils mit und ohne Lösung – einer Online-Befragung von 1500 US-Amerikanern zugrunde. Jedem Befragten wurde einer der sechs Artikel zum Lesen vorgelegt (zufällig ausgewählt). Im Sinne einer kritischen Würdigung dieser Befragung kann man Punkte anführen, welche die extrem positiven Ergebnisse relativieren: Mit einem „manipulation check“ wurde fast die Hälfte der Befragten von der Auswertung ausgeschlossen, weil sie nicht zutreffend erkannt hatten, ob im getesteten Beitrag eine Lösung präsentiert wurde (Curry und Hammonds 2014: 7). Damit wollte man sicherstellen, dass nur Antworten von Personen ausgewertet werden, welche den Beitrag auch intensiv gelesen hatten (quasi-experimentelles Design); allerdings kippte man dabei grundsätzlich Antworten von Befragten, die den Beitrag vielleicht gelesen hatten, aber die Lösung nicht als solche wahrnahmen und deshalb den konstruktiven Beitrag nicht unbedingt positiv bewerteten (die Auswertung aller Antworten ergab keine so eindeutigen Ergebnisse, ebd., S. 9, Fußnote 1). Die Auswertung dieser Studie ist bislang nur auf einer Website im Kontext von weiteren sehr positiven Studien, Tipps und Infos zum „Solutions Journalism“ veröffentlicht. Außerdem wurde nur die Wirkung von Nachrichtenbeiträgen

und nicht von Features oder Reportagen gemessen.

Die Dissertation von Karen McIntyre (2015) hatte nur zum Teil das Ziel, Effekte des Konstruktiven Journalismus zu messen – im anderen Teil ging es darum, die Wirkung des Journalismus auf „psychological well-being“ (ebd., S. iii) herauszufinden. Bei der in unserem Zusammenhang relevanten Teilstudie wurde ein Beitrag in drei Versionen (ohne Lösung, mit uneffektiver Lösung, mit effektiver Lösung) produziert. 164 Studierende nahmen an der Online-Befragung in einem Uni-Computer-Labor teil; sie bekamen einen Beitrag zugelost und beantworteten einen identischen Fragebogen. Die Studie ergab, „that mentioning an effective solution to a social problem caused readers to feel good and like the news story, but did not impact readers’ behavioral intentions or actual behaviors“ (McIntyre 2015: iv).

Forschungsdesign

Unser Forschungsdesign lehnte sich an diese beiden Studien an, um die Ergebnisse vergleichen und die Erkenntnisse vertiefen zu können. So haben wir uns zum Beispiel bei der Operationalisierung der Hypothesen – ähnlich wie McIntyre (2015: 19-36) – an vorliegenden Erkenntnissen der Wirkungsforschung orientiert. Allerdings nutzte unsere Forschung erstmals keine Online-Befragung, sondern Face-to-Face-Interviews, bei denen nicht nur quantitative Variablen für das Experiment, sondern auch qualitative Einschätzungen erfragt wurden. Zudem haben wir nicht nur eine Nachricht getestet, sondern auch eine Reportage, denn gerade längere Darstellungsformen eignen sich – laut Ratgeberliteratur – besonders für Konstruktiven Journalismus (z.B. Medium Magazin/Gleich 2016: 4).

Für unser Experiment kooperierten wir sowohl bei der Hypothesenfindung als auch bei der Formulierung der journalistischen Beiträge als Stimuli mit der Redaktionsleitung des Magazins „Chrismon“ – einer deutschsprachigen Zeitschrift, die in einer Auflage von 1,6 Millionen Exemplaren als Supplement zu Zeitungen wie „Die Zeit“, „Süddeutsche Zeitung“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, „Die Welt“ und „Leipziger Volkszeitung“ erscheint. „Chrismon“ ist seit der Gründung im Jahr 2000 bekannt für die Thematisierung gesellschaftlicher Probleme und Missstände, für die allerdings immer auch hoffnungsvolle Aspekte, Ermutigungen, Trost und versöhnende Lösungsideen recherchiert werden (siehe oben; vgl. Ott 2017: 293f.). Wir haben eine Nachricht und eine Reportage ausgesucht und diese jeweils als konstruktive und nicht-konstruktive Fassung formuliert – und damit ein 2×2-Design für das Experiment entworfen. In der Nachricht ging es um Plastikmüll und die zunehmende Verschmutzung der Meere, wobei die konstruktive Variante Vorschläge aus verschiedenen Ländern einbezog, Plastikmüll zu reduzieren. Die Reportage erzählte von einer jungen Frau aus Deutschland, die bei einem Freiwilligendienst in einem russischen Heim für Behinderte schwer zu verarbeitende Erfahrungen machte; die konstruktive Variante zeigte hoffnungsvolle Perspektiven für ihr Leben nach der Rückkehr auf. Die vier Beiträge wurden 130 quantitativen und qualitativen Face-to-Face-Interviews zugelost, die im Mai und Juni 2016 geführt wurden – und zwar nach dem Lesen des Beitrags mit identischem Fragebogen, der aus den Hypothesen operationalisiert wurde.[2]

Aus den genannten Wirkungsabsichten der Verfechter des Konstruktiven Journalismus wurden sechs Hypothesen entwickelt; hinzu kam eine Hypothese, die sich aus der Kritik am Konstruktiven Journalismus ableiten lässt. Die Hypothesen formulieren unsere Annahmen für die Wirkung konstruktiver Artikel im Vergleich zu nicht-konstruktiven Artikeln:

Information und Interesse
H1: Der Leser fühlt sich nach dem Lesen besser informiert. (V1-2)
H2: Der gelesene Artikel weckt ein größeres Interesse am dargestellten Thema. (V3)
H3: Der Leser möchte künftig weitere Beiträge des Autors/Mediums lesen. (V4)
H4: Der Leser kann einen Lösungsansatz/Hoffnung vermittelnden Ansatz erkennen. (V5)

Engagement und Handlungsbereitschaft
H5: Der Leser möchte mit Freunden oder Verwandten über diesen Beitrag sprechen bzw. ihn teilen. (V6-8)

Mentaler Zustand
H6: Der mentale Zustand des Lesers wird positiv beeinflusst. (V9)

PR und Werbung
H7: Der Leser gewinnt den Eindruck, dass der Artikel verdeckte PR/Werbung für ein Produkt/ Lösung/Initiative enthält. (V10)

An der Befragung nahmen 66 weibliche und 64 männliche Erwachsene aus allen Altersgruppen und Bildungsschichten teil. Junge Erwachsene unter 30 Jahren und Hochschulabsolventen waren leicht überrepräsentiert. Bei der Verteilung der soziodemografischen Merkmale über die vier Gruppen mit den vier Artikelversionen hinweg zeigen sich keine signifikanten Korrelationen, weshalb von einer zufälligen Verteilung auszugehen ist und keine soziodemografischen Einflüsse auf das Experiment zu erwarten waren.

Die Prüfung der sieben Hypothesen mit den zehn quantitativen Variablen ist in den Tabellen 1 bis 5 mit den arithmetischen Skalenmittelwerten und der Signifikanz der Mittelwertunterschiede nach T-Test dargestellt (inkl. Levene-Test der Varianzgleichheit bzw. dessen Korrektur bei Ungleichheit).

Wirkung des Konstruktiven Journalismus: Ergebnisse der Studie

Die Ergebnisse zeigen bereits auf den ersten Blick, dass die Wirkung des Konstruktiven Journalismus differenziert betrachtet werden muss und sie in unserer Studie keineswegs so eindeutig ist, wie es die Studie von Curry und Hammonds nahelegt. Es bestätigt sich zwar, dass in den Mittelwerten der Antworten aus den Gruppen, die einen konstruktiven Beitrag lasen, und denjenigen mit nicht-konstruktivem Beitrag bei allen Hypothesen Unterschiede festzustellen sind und die konstruktiven Beiträge nahezu durchgehend „positiver“ beurteilt wurden. Es war also sinnvoll gerichtete Hypothesen zu formulieren. Aber die Unterschiede sind meist nicht so ausgeprägt, dass alle Hypothesen mit Signifikanz bestätigt werden können.

Tabelle 1: Ergebnisse zu „Information und Interesse“: Mittelwerte und Signifikanz der Mittelwertunterschiede (H 1–3, n= 31 bis 34 je Gruppe)

Variable	**Mittelwerte**			
	Nachricht		**Reportage**	
	konstruktiv	**nicht-konstruktiv**	**konstruktiv**	**nicht-konstruktiv**
V1 „Nach dem Lesen des Beitrags fühle ich mich gut informiert.“ *Scala: 1 (trifft voll und ganz zu) bis 6 (trifft überhaupt nicht zu)*				
	2,1	2,2	2,5	2,6
V2 „Im Beitrag fehlen mir Informationen bzw. Aspekte.“ *Scala: 1 (mir fehlen keine Informationen) bis 6 (mir fehlen viele Informationen)*				
	2,4	2,2	2,9	3,2
V3 „Möchten Sie mehr über das im Beitrag behandelte Thema erfahren?“ *Scala: 1 (Ja, nach dem Lesen recherchiere bzw. suche ich aktiv nach dem Thema.) bis 4 (Nein, wenn ich wieder auf das Thema stoße, ignoriere ich den Beitrag.)*				
	2,1	2,2	2,4	2,6
V4 „Die Art und Weise, wie der Beitrag geschrieben ist, gefällt mir gut. Diese Art von Beiträgen würde ich gerne öfter lesen wollen.“ *Scala: 1 (trifft voll und ganz zu) bis 6 (trifft überhaupt nicht zu)*				
	2,0	1,9	2,5	2,7

Fühlen sich Leser besser informiert und haben sie ein größeres Interesse am Thema und an der Art und Weise der Aufbereitung des Themas? Bei Betrachtung der Ergebnisse zu den ersten drei Hypothesen sticht sofort ins Auge, dass die Unterschiede gering und an keiner Stelle signifikant sind (vgl. Tabelle 1). Auffällig ist, dass bei der nicht-konstruktiven Reportage mit dem schlechtesten Mittelwert von 3,2 auf der 6er-Skala wichtige Informationen bzw. Aspekte gefehlt haben; die konstruktive Reportage erreicht dagegen den Mittelwert 2,9 (der Unterschied ist mit p=0,24 allerdings nicht signifikant). Auch bei der Frage, ob derart verfasste Reportagen öfter gelesen werden wollen, schneidet die konstruktive Variante bei unserer Befragung besser ab – auch wenn dieses Ergebnis ebenfalls nicht signifikant, also nicht verallgemeinerbar, ist (p=0,29).

Bei der Nachricht sind die Unterschiede noch geringer – und sie gehen bei zwei Variablen sogar in die andere Richtung: Bei der konstruktiven Nachricht fehlen mehr Informationen als bei der nicht-

konstruktiven. Dieses Ergebnis überrascht, weil die Protagonisten des Konstruktiven Journalismus ja davon ausgehen, dass das Publikum Lösungsansätze erwartet und sie vermisst, wenn sie nicht integriert sind. Das ist so unmittelbar nicht der Fall. Qualitatives Nachfragen bei den Probanden an dieser Stelle ergab, dass das Publikum offenbar an Nachrichten ohne Lösung gewohnt ist, dass man es aber nicht mag, wenn Probleme „unrund" dargestellt werden: Bei der konstruktiven Nachricht hatten wir die Darstellung des Problems verkürzt, um Platz für die Lösung zu schaffen und mit dem Beitrag nicht zwingend länger zu werden. Insofern überrascht es dann nicht mehr, dass die nicht-konstruktive Nachricht leicht besser gefallen hat – denn der Text war etwas runder in der Darstellung des Problems; er hat keine Frage dazu offengelassen.

Tabelle 2: Ergebnisse zu „Lösung/Hoffnung": Mittelwerte und Signifikanz der Mittelwertunterschiede (H 4, n= 27-34 je Gruppe)

Variable	**Mittelwerte**			
	Nachricht		**Reportage**	
	konstruktiv	**nicht-konstruktiv**	**konstruktiv**	**nicht-konstruktiv**
V5 „Der Beitrag erscheint mir…" *Scala: semantisches Differential mit 4er Scala dazwischen (der zuerst genannte, linke Pol entspricht einem niedrigen Wert, der zweite, rechte Pol einem hohen Wert)*…hoffnungslos/hoffungsvoll				
	3,4**	2,5**	2,9**	2,2**
…lösungsorientiert/perspektivlos				
	1,8*	2,2*	2,4*	2,8*
…berechenbar/überraschend				
	1,8	2,0	2,6*	2,1*
…nachvollziehbar/erklärungsbedürftig				
	1,5	1,7	2,1	1,8
…unkritisch/kritisch				
	2,9	3,2	2,7	2,9

…nutzlos/nützlich				
	3,6	3,4	2,9	2,8
…sympathisch/unsympathisch				
	1,5	1,7	1,9	2,1

* Der Unterschied zwischen konstruktiv/nicht-konstruktiv ist signifikant auf einem Niveau von $p<0,05$

** Der Unterschied zwischen konstruktiv/nicht-konstruktiv ist hoch signifikant auf einem Niveau von $p<0,01$

Ganz anders sieht das Ergebnis bei Hypothese 4 aus, in der es nicht um allgemeine, rationale Einschätzungen zur Informationsqualität des Artikels geht, sondern konkret um den (eher emotionalen) Kernbereich des Konstruktiven Journalismus: die Lösung und Hoffnung. Hier wurde den Befragten ein semantisches Differential vorgelegt (vgl. Tabelle 2). Sowohl konstruktive Nachricht als auch Reportage werden als hoch signifikant hoffnungsvoller beurteilt (p(Nachricht)=0,001 bzw. p(Reportage)<0,001); signifikant ist der Unterschied hinsichtlich „lösungsorientiert versus perspektivlos“ (p(Nachricht)=0,03 bzw. p(Reportage)=0,01). Auffällig ist dies insbesondere bei der Nachricht, die mit ihren Perspektiven zur Plastikmüll-Vermeidung viel Hoffnung und Lösung vermittelte (Mittelwert auf 4er-Skala bei 3,4 bzw. 1,8). Die konstruktive Nachricht ist mit kleinen (nicht-signifikanten) Unterschieden zudem nachvollziehbarer, nützlicher und sympathischer – aber auch unkritischer; auf den zuletzt genannten Punkt kommt die Hypothese 7 weiter unten zu sprechen.

Ein Qualitätskriterium von Reportagen ist grundsätzlich, dass sie das Publikum überraschen und so neue Perspektiven aufzeigen und Spannung erzeugen. Offenbar gelingt dies mit der Schilderung einer hoffnungsvollen Wendung einer schwer zu verarbeitenden Erfahrung besser: Die hoffnungsvolle Reportage ist signifikant überraschender (p=0,03).

Tabelle 3: Ergebnisse zu „Engagement und Handlungsbereitschaft“: Mittelwerte und Signifikanz der Mittelwertunterschiede (H 5, n= 16-34)

Variable	**Mittelwerte**			
	Nachricht		**Reportage**	
	konstruktiv	**nicht-konstruktiv**	**konstruktiv**	**nicht-konstruktiv**

V6 „Der Beitrag motiviert mich, mich mit Freunden, meiner Familie oder mit Verwandten über dieses Thema auszutauschen.“ *Scala: 1 (trifft voll und ganz zu) bis 6 (trifft überhaupt nicht zu)*				
	2,3	2,4	3,1°	3,6°
V7 „Diesen Beitrag würde ich in sozialen Netzwerken (z.B. Facebook, Twitter, Instagram etc.) kommentieren.“ *Scala: 1 (trifft voll und ganz zu) bis 6 (trifft überhaupt nicht zu) – nur diejenigen, die in sozialen Netzwerken aktiv sind*				
	4,3	4,6	3,8	4,5
V8 „Diesen Beitrag würde ich in sozialen Netzwerken (z.B. Facebook, Twitter, Instagram etc.) teilen.“ *Scala: 1 (trifft voll und ganz zu) bis 6 (trifft überhaupt nicht zu) – nur diejenigen, die in sozialen Netzwerken aktiv sind*				
	3,7°	4,7°	3,9°	4,7°

° Der Unterschied zwischen konstruktiv/nicht-konstruktiv ist marginal signifikant auf einem Niveau von p<0,1

* Der Unterschied zwischen konstruktiv/nicht-konstruktiv ist signifikant auf einem Niveau von p<0,05

** Der Unterschied zwischen konstruktiv/nicht-konstruktiv ist hoch signifikant auf einem Niveau von p<0,01

Motiviert der Beitrag die Leser, sich mit Freunden oder Verwandten über das Thema auszutauschen? Würden sie den Beitrag in sozialen Netzwerken teilen oder kommentieren? – Bei diesen Fragen erzielten die konstruktiven Versionen durchgehend bessere Mittelwerte (vgl. Tabelle 3). Die konstruktive Reportage motiviert marginal signifikant besser, sich „mit Freunden, meiner Familie oder mit Verwandten über dieses Thema auszutauschen“ (p=0,05); bei der Nachricht ist der Unterschied hingegen nur gering (nicht signifikant). Die Bereitschaft, in sozialen Netzwerken dazu zu kommentieren, ist bei den konstruktiven Varianten zwar etwas größer, der Unterschied reicht aber nicht zur Signifikanz (auch weil die Gruppengrößen (n= Minimum 16) nun recht klein sind, da nur diejenigen befragt wurden, die in sozialen Netzwerken aktiv sind). Anders ist die Bereitschaft zu teilen: Die konstruktiven Beiträge würden marginal signifikant eher geteilt als die nicht-konstruktiven (p (Nachricht)=0,05, p(Reportage)=0,09).

Tabelle 4: Ergebnisse zu „mentalem Zustand“: Mittelwerte und Signifikanz der Mittelwertunterschiede (H 6, n=27-34)

Variable	**Mittelwerte**			
	Nachricht		**Reportage**	
	konstruktiv	**nicht-konstruktiv**	**konstruktiv**	**nicht-konstruktiv**
V9 „Sie haben nun den Beitrag gelesen. Wie haben Sie sich nach dem Lesen gefühlt?“ *Scala: semantisches Differential mit 4er Scala dazwischen*…emotional/kühl				
	2,3	2,2	1,9*	2,3*
…gelangweilt/interessiert				
	3,6	3,4	3,4**	2,8**
…fröhlich/freudlos				
	2,5°	2,8°	2,7**	3,1**
…unbeeindruckt/beeindruckt				
	3,0	3,2	3,0	2,7
…heiter/nachdenklich				
	3,5	3,5	3,3	3,3
…deprimiert/nicht deprimiert				
	2,7°	2,3°	2,8	2,6
…emotional berührt/sachlich informiert				
	3,2*	2,7*	2,0°	2,3°

° Der Unterschied zwischen konstruktiv/nicht-konstruktiv ist marginal signifikant auf einem Niveau von $p<0,1$

* Der Unterschied zwischen konstruktiv/nicht-konstruktiv ist signifikant auf einem Niveau von

p<0,05

** Der Unterschied zwischen konstruktiv/nicht-konstruktiv ist hoch signifikant auf einem Niveau von p<0,01

Die sechste Hypothese nimmt an, dass der mentale Zustand des Lesers durch das Lesen der konstruktiven Variante positiv beeinflusst wird. Wir haben lange mit unseren Kooperationspartnern von „Chrismon“ diskutiert, wie man diese Hypothese – auf Basis vorliegender Ergebnisse der Wirkungsforschung (McIntyre 2015: 19-36 u. 46-51) – am besten operationalisieren kann. Unser semantisches Differential greift Adjektiv-Gegensatz-Paare auf, die den Zustand nach dem Lesen zum Teil mit Emotionen (emotional/kühl, gelangweilt/interessiert, fröhlich/freudlos, emotional berührt/sachlich informiert), zum Teil rational beschreiben (unbeeindruckt/beeindruckt, heiter/nachdenklich, deprimiert/nicht deprimiert). Hier bestätigt sich deutlich vor allem für die Reportage, was oben bereits angeklungen ist: Während bei den rationalen Adjektiven kaum Unterschiede festzustellen sind, gehen die Mittelwerte bei den emotionalen Aspekten signifikant auseinander (vgl. Tabelle 4). Nach der konstruktiven Reportage fühlen sich die Leser emotionaler (p=0,03), interessierter (p=0,001) und fröhlicher (p=,004) – nach der nicht-konstruktiven freudlos, gelangweilt und kühl. Die Fröhlichkeit war auch bei der konstruktiven Nachricht marginal signifikant höher (p=0,07); hier ist auch der Unterschied beim Gegensatzpaar „deprimiert/nicht deprimiert“ marginal signifikant (p=0,08). Überraschend ist folgender Unterschied, der unserer ursprünglichen Hypothese entgegenläuft: Die Leser fühlen sich nach der konstruktiven Nachricht sachlich informiert, nach der nicht-konstruktiven emotional berührt – sie regen sich also über den Missstand offenbar aufgrund der fehlenden Lösung besonders auf (p(2-seitig)=0,04).

Tabelle 5: Ergebnisse zu „PR und Werbung“: Mittelwerte und Signifikanz der Mittelwertunterschiede (H 7, n= 31-34)

Variable	**Mittelwerte**			
	Nachricht		**Reportage**	
	konstruktiv	**nicht-konstruktiv**	**konstruktiv**	**nicht-konstruktiv**
V1 „Ich habe das Gefühl, dass der Beitrag versteckte Werbung enthalten könnte.“ *Scala: 1 (trifft voll und ganz zu) bis 6 (trifft überhaupt nicht zu)*				
	5,0*	5,6*	5,1	5,1

* Der Unterschied zwischen konstruktiv/nicht-konstruktiv ist signifikant auf einem Niveau von p<0,05

Haben die Leser das Gefühl, dass der Beitrag versteckte Werbung enthalten könnte? – Alle vier Texte erreichen hier sehr hohe Werte auf der Sechser-Skala von 5,0 bis 5,6, d.h. das Misstrauen ist allgemein recht gering (vgl. Tabelle 5). Allerdings fühlen sich die Leser der konstruktiven Nachricht mehr einer versteckten Werbung ausgesetzt als bei der nicht-konstruktiven Variante (p=0,04), was an den im Beitrag erwähnten Beispielen für Plastikmüll-Vermeidung liegen könnte. Die Leser sind offenbar sensibel, wenn ein journalistischer Beitrag positive Aktionen oder Produkte als vorbildlich erwähnt.

Wertet man alle Variablen nach den soziodemografischen Merkmalen Geschlecht, Alter und Bildungsabschluss aus, ergeben sich durchgehend kaum zu den genannten Punkten unterschiedliche Ergebnisse – bis auf diese drei Auffälligkeiten: Frauen würden die konstruktive Nachricht überdurchschnittlich und signifikant öfter in sozialen Netzwerken teilen. Bei jungen Lesern (18 bis 29 Jahre) finden sich durchgehend etwas mehr signifikante Unterschiede zwischen der konstruktiven und nicht-konstruktiven Nachricht; bei älteren Befragten (über 60 Jahre) ist bei Nachricht und Reportage durchgehend kaum ein Unterschied zwischen konstruktiv/nicht-konstruktiv festzustellen. Die Bewertungen der konstruktiven/nicht-konstruktiven Texte durch Teilnehmer mit höherem Bildungsabschluss (Abitur oder Hochschule) weisen etwas mehr signifikante Unterschiede bei der Reportage auf. Es ergibt sich also – bei aller Vorsicht – eine ganz leichte Tendenz in Richtung weiblich, jung und höherem Bildungsabschluss, was die positive Bewertung konstruktiver Texte anbelangt. Hier zeigt sich eine kleine Parallele zu der erwähnten Leserstudie der Sächsischen Zeitung.

Fazit

Der Konstruktive Journalismus will nicht nur Probleme und Missstände darstellen, sondern auch den Blick in die Zukunft richten und nach Lösungsansätzen und Handlungsmöglichkeiten, Perspektiven und Hoffnung recherchieren (weitere W-Frage: Und jetzt? Was weiter?). Die Strategien dieses neuen Berichterstattungsmusters verfolgen das Ziel, bestimmte Effekte auf drei Ebenen zu erreichen. Die Wirkungsstudie, die in diesem Beitrag vorgestellt wurde, hat diejenigen Ziele aus allen Ebenen untersucht, die bereits nach dem Lesen eines einzigen Beitrags einen nachweisbaren Effekt haben könnten. Die Ergebnisse zeigen, dass die Wirkung des Konstruktiven Journalismus differenziert betrachtet werden muss – und dann auch bei aller Vorsicht Schlussfolgerungen für längerfristige Wirkungen gezogen werden können:

- *Mikroebene:* Die Leser erkennen den Kernbereich dieses neuen Berichterstattungsmusters ganz deutlich: den Lösungsansatz und die Hoffnung. Konstruktiver Journalismus kann einer negativen Weltsicht entgegenwirken – allerdings mit einem einzelnen Beitrag eher emotional als rational: Die Leser fühlen sich nach dem konstruktiven Beitrag emotional, fröhlich und zum Teil auch weniger deprimiert, aber nicht besser informiert, und sie haben kein größeres Interesse am dargestellten Thema. Im Gegensatz zur Annahme der meisten Verfechter eines Konstruktiven Journalismus vermissen die Leser nicht automatisch einen Lösungsansatz oder eine hoffnungsvolle Perspektive in einem Beitrag; offensichtlich sind sie durch den Konsum

herkömmlicher Nachrichten anders sozialisiert und erzogen: Sie erwarten vielmehr eine runde und widerspruchslose Beschreibung des Problems. Liefert der Beitrag das nicht, wird dies eher bemängelt als ein fehlender Lösungsansatz. Sensibilisiert sind die Leser hingegen, was eventuell versteckte Werbung und PR in einem Beitrag betrifft: Selbst wenn ein Beitrag überzeugt und das Misstrauen sehr gering ist, lässt sich doch eine gewisse Skepsis feststellen, wenn im Beitrag Lösungsansätze und positive Beispiele als vorbildlich erwähnt werden.

- *Mesoebene:* Kurzfristige Effekte für eine Medienmarke verspricht die Erkenntnis, dass konstruktive Beiträge eher in sozialen Netzwerken geteilt werden. Die Bindung zum Medienunternehmen, das konstruktive Beiträge veröffentlicht, lässt sich indes kaum mit einem derartigen Experiment messen. Ein rationaler Indikator, den wir einsetzten („… diese Art von Beiträgen würde ich gerne öfter lesen wollen“) zeigte jedenfalls keinen Unterschied zwischen dem konstruktiven und dem nicht-konstruktivem Artikel. Da auf der Mikroebene ein einzelner Beitrag eher emotionale als rationale Wirkung erzeugte, ist die Frage noch offen, ob sich kurzfristige, positive Emotionen bei ständiger Wiederholung mittelfristig rational auswirken können und eine Medienmarke durch regelmäßige konstruktive Beiträge beim Publikum als positiv, hilfreich und sozial verantwortlich wahrgenommen wird. Auf Basis der Zuschauerforschung des Dänischen Rundfunks ist dies zu vermuten.
- *Makroebene:* Obwohl leichte Effekte gemessen werden konnten bei der Bereitschaft, sich über das Thema auszutauschen, ergab qualitatives Nachfragen zur Handlungsbereitschaft keine Unterscheide zwischen konstruktivem und nicht-konstruktivem Beitrag. Hier kamen wir zu einem ähnlichen Ergebnis wie Karen McIntyre (2015), die keine Wirkung konstruktiver Beiträge auf Verhaltensziele oder tatsächliche Verhaltensweisen der Leser messen konnte. Wir müssen es an dieser Stelle offenlassen, ob der festgestellte vermehrte Austausch zu einem Thema, über das konstruktiv berichtet wurde, oder die persönliche positive Emotionalität letztlich zu mehr gesellschaftlichem Engagement und Nachahmung ermutigt.

Interpretiert man die Ergebnisse im Lichte der Journalismustheorie, so kann man vorsichtig die These formulieren, dass der Kernbereich von Berichterstattungsmustern (hier: Lösung, Hoffnung, Perspektive) vom Publikum erkannt wird. Dies näher zu ergründen wäre eine relevante Fragestellung, da ja die Theorie davon ausgeht, dass die Schemata des Journalismus – wie Berichterstattungsmuster und auch Darstellungsformen – langfristig zwischen Produzenten und Publikum in einem Mediensystem ausgehandelt werden (z.B. Rühl 1980: 303-308; Weischenberg 1995: 111-124; Meier 2013: 186-187): Erkennen Leser – und wenn ja, wie und woran – zum Beispiel, ob ein Beitrag und/oder eine Redaktion die nachrichtlich-objektive Intention hat, „Realität abzubilden“, oder das investigative Ziel der Kritik und Kontrolle, oder die interpretierende Intention, Orientierung zu stiften, oder eben das konstruktive Ziel, Lösungsansätze und Perspektiven aufzuzeigen? – Unsere Studie ist ein erster Schritt in diese Richtung und sie beantwortet die Frage – bei aller Vorsicht – mit „ja, die Leser erkennen es“.

Als Ratschlag für die journalistische Praxis lässt sich ableiten, dass ein gezielter und reflektierter Umgang mit Konstruktivem Journalismus als weiteres Berichterstattungsmuster durchaus in die Strategien einer Redaktion integriert werden sollte. Allerdings ist dies nicht so einfach umzusetzen: Konstruktive Beiträge brauchen mehr Ressourcen, Zeit und Platz – jedenfalls sollte die

hoffnungsvolle Perspektive erstens nicht um jeden Preis und nebenbei ein schwieriges Problem garnieren und zweitens nicht auf Kosten einer differenzierten und runden Darstellung des Problems gehen. Entsprechend eignen sich eher längere Darstellungsformen wie Feature und Reportage für Konstruktiven Journalismus. Die Reportage erzielte in unserem Experiment durchgehend etwas mehr signifikante Unterschiede als die Nachricht. Auch eine gewisse Distanz zu positiven Beispielen, Aktionen, Produkten etc. und keine zu euphorische Berichterstattung sind geboten.

Über den Autor

Klaus Meier, Prof. Dr., 1968, Studiengang Journalistik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Er beschäftigt sich seit einigen Jahren mit dem Konstruktiven Journalismus, führt dazu Lehrforschungsprojekte in Kooperation mit Redaktionen durch und betreut dazu Abschlussarbeiten. E-Mail an den Autor:

Literatur

Benesh, Susan (1998): The Rise of Solutions Journalism. Newspeople often just point to problems and walk away. Lately they've been trying to find what works. In: Columbia Journalism Review, H. März/April, S. 36-39 [z.B. dokumentiert unter: http://archive.is/NgxW5; abgerufen am 7. Juli 2017].

Bilke, Nadine (2002): Friedensjournalismus. Wie Medien deeskalierend berichten können. Münster: Agenda.

Bilke, Nadine (2008): Qualität in der Krisen- und Kriegsberichterstattung. Ein Modell für einen konfliktsensitiven Journalismus. Wiesbaden: VS.

Constructive Institute (2017): Denmark – Launch of an International Constructive Institute. https://constructiveinstitute.org/News—Events/Newsdetail/Denmark—Launch-of-an-International-Constructive-Institute; abgerufen am 7. Juli 2017.

Curry, Alexander L./Hammonds, Keith H. (2014): The Power of Solutions Journalism. In: engagingnewsproject.org (Austin: Moody College of Communication at the University of Texas). https://engagingnewsproject.org/enp_prod/wp-content/uploads/2014/06/ENP_SJN-report.pdf; abgerufen am 10. Juni 2016.

Eder, Alexandra (2016): Konstruktivität im Journalismus: Ursprung, Bedeutung und Einsatz von Constructive News. Masterarbeit am Studiengang New Media Journalism der Leipzig School of Media.

Ehl, David/Urner, Maren (2017): Wer gegen Konstruktiven Journalismus ist, hat ihn nicht verstanden. 21. Juni 2017. https://perspective-daily.de/article/282/WlXezzfI; abgerufen am 7. Juli 2017.

Galtung, Johan (2002): Peace journalism: A Challenge. In Wilhelm Kempf/Heikki Luostarinen (Hg.): Journalism and the New World Order. Göteborg: Nordicom, S. 259-272.

Grüner, Ulf/Sauer, Christian (Hg.) (2017): Kritisch-konstruktiver Journalismus. Impulse für Redaktionen. Hamburg/Norderstedt: Books on Demand.

Gyldensted, Cathrine (2015): From mirrors to movers. Five elements of positive psychology in constructive journalism. GGroup Publishing.

Haagerup, Ulrik (2015): Constructive News. Warum „bad news“ die Medien zerstören und wie Journalisten mit einem völlig neuen Ansatz wieder Menschen berühren. Salzburg: Oberauer.

Harms, Florian (2015): Artikel, die weitergehen. In: Spiegel online vom 14.8. http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/florian-harms-constructive-journalism-artikel-die-weitergehen-a-1048166.html; abgerufen am 18. Juli 2017.

Hartmann, Kathrin (2014): Erlösungsjournalismus. In: Message, H. 1, S. 26-27.

Hein, David (2015): Zuschauer wünschen sich mehr „Constructive News“. 10. September 2015. http://www.horizont.net/medien/nachrichten/RTL-Umfrage-Zuschauer-wuenschen-sich-mehr-Constructive-News–136308; abgerufen am 13. Juli 2017.

Henning, Katharina (2015): Warum so negativ? Constructive News – Ein neues Journalismus-Konzept und seine Umsetzung in Deutschland. Masterarbeit am Studiengang Journalistik der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt.

Henning, Katharina (2016): Warum so negativ? Konstruktiver Journalismus in Deutschland. In: European Journalism Observatory vom 13.7. http://de.ejo-online.eu/qualitaet-ethik/warum-so-negativ-constructive-news-in-deutschland-2; abgerufen am 18. Juli 2017.

Hochschule Windesheim (2015): Windesheim’s School of Journalism includes Constructive Journalism. https://www.windesheiminternational.nl/pages/international-pioneer-in-constructive-journalism-joins-windesheim; abgerufen am 7. Jui 2017.

kleinezeitung.at (2016): Constructive News. ORF will verstärkt auf investigativen Journalismus setzen. In: Kleine Zeitung vom 13.6. http://www.kleinezeitung.at/kultur/5014399/Constructive-News_ORF-will-verstaerkt-auf-investigativen; abgerufen am 18. Juli 2017.

Kraus, Daniela (2017): Kritisch-konstruktiv fortbilden. In: Ulf Grüner/Christian Sauer (Hg.): Kritisch-konstruktiver Journalismus. Impulse für Redaktionen. Hamburg/Norderstedt: Books on Demand, S. 167-169.

Kraus, Daniela/Ramchen, Katharina (2017): Konstruktive Terrorberichterstattung: Ein Oxymoron? In: Aviso, Nr. 65, in Druck.

Krüger, Uwe (2016): Solutions Journalism. In: Deutscher Fachjournalisten-Verband (Hg.): Journalistische Genres. Konstanz: UVK, S. 173-182.

Krüger, Uwe/Gassner, Nadine (2014): Abschied von den Bad News. In: Message, H. 1, S. 20-25.

Kuhlmann, Christoph/Schumann, Christina/Wolling, Jens (2014): „Ich will davon nichts mehr sehen und hören!“ Exploration des Phänomens Themenverdrossenheit. In. Medien & Kommunikationswissenschaft, 62. Jg., H. 1, S. 5-24.

Levine, Grace Ferrari (1977): „Learned Helplessness“ and the Evening News. In: Journal of Communication, 27. Jg., H. 4, S. 100-105.

McIntyre, Karen Elizabeth (2015): Constructive Journalism: The Effects of Positive Emotions and Solution Information in News Stories. Dissertation at the University of North Carolina at Chapel Hill.

Medium Magazin/Gleich, Michael (2016): Lust auf Lösungen. Konstruktiver Journalismus (Journalisten Werkstatt). Salzburg: Oberauer.

Meier, Klaus (2013): Journalistik. Konstanz: UVK (3. Aufl.).

NDR (2017a): NDR Debatte: Jammer nicht, tu was! 3. Juli 2017. http://www.ndr.de/kultur/kulturdebatte/NDR-Debatte-Jammer-nicht-tu-was,engagement128.html; abgerufen am 7. Juli 2017.

NDR (2017b): Zu viele Probleme, zu wenige Perspektiven? 23. Januar 2017. http://www.ndr.de/kultur/kulturdebatte/NDR-Debatte-Zu-viele-Probleme-zu-wenige-Perspektiven,constructivejournalism106.html; abgerufen am 7. Juli 2017.

Niggemeier, Stefan (2016): Vorsicht, gute Nachrichten! In: Oberauer, Johann (Hg.): Jahrbuch für Journalisten 2016. Salzburg: Oberauer, S. 146-152.

Ott, Ursula (2017): Die Katastrophe wegatmen? Der Hype um den „konstruktiven Journalismus“ treibt manchmal seltsame Blüten. Ein journalistischer Ansatz zwischen gut, gut gemeint und gefährlich. In: Karl Nikolaus Renner/Tanjev Schultz/Jürgen Wilke (Hg.): Journalismus zwischen Autonomie und Nutzwert. Köln: Herbert von Halem, S. 285-297.

Perspective Daily (2017): Über uns. https://perspective-daily.de/ueber_uns; abgerufen am 7. Juli 2017.

persoenlich.com (2015): „Tages-Anzeiger” mit lösungsorientiertem Journalismus. In: Persönlich vom 4.9.

http://www.persoenlich.com/medien/tages-anzeiger-mit-loesungsorientiertem-journalismus-326632#.VfbAWbRUK-C; abgerufen am 18. Juli 2017.

Prantl, Heribert (2017): "Journalismus muss nicht rosarot sein". 26. Januar 2017. http://www.ndr.de/kultur/kulturdebatte/Kommentar-Brauchen-wir-Konstruktiven-Journalismus-,constructivejournalism112.html; abgerufen am 14. Juli 2017.

Reinhard, Oliver (2016): Gut zu wissen. Warum die Sächsische Zeitung ab heute stärker auf konstruktiven Journalismus und gute Nachrichten setzt. 29. November 2016. http://www.sz-online.de/sachsen/gut-zu-wissen-3551810.html; abgerufen am 7. Juli 2017.

Rosen, Jay (1999): The Action of the Idea. Public Journalism in Built Form. In: Theodore L. Glasser (Hg.): The Idea of Public Journalism. New York: The Guilford Press, S. 21-48.

Rühl, Manfred (1980): Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf. Mainz: Hase & Koehler.

Sauer, Christian (2015): Konstruktiver Journalismus als Einladung zum Diskurs. Eine berufsethische Reflexion über den Spielraum für eine positivere Berichterstattung. In: Deutscher Fachjournalisten-Verband (Hg.): Positiver Journalismus. Konstanz u.a.: UVK, S. 173-182.

Saxer, Ulrich (1992): Strukturelle Möglichkeiten und Grenzen von Medien- und Journalismusethik. In: Michael Haller/Helmut Holzhey (Hg.): Medien-Ethik. Beschreibungen, Analysen, Konzepte. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 104-128.

Schindler, Teresa (2017): Konstruktiver Journalismus in der tagesaktuellen Berichterstattung. Eine qualitative Untersuchung über Chancen und Grenzen. Masterarbeit am Studiengang Journalistik der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt.

Schwedes, Larissa (2016): Why bad news isn't always good news. Eine Bestandsaufnahme des konstruktiven Journalismus und seiner Publikumsansprüche am Fallbeispiel Perspektive Daily. Masterarbeit am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Münster.

Spiewak, Claudia (2017): Ein Bild der Welt, das treffender ist. 26. Januar 2017. http://www.ndr.de/kultur/kulturdebatte/Kommentar-Brauchen-wir-Konstruktiven-Journalismus,constructivejournalism110.html; abgerufen am 7. Juli 2017.

Weischenberg, Siegfried (1983): Investigativer Journalismus und „kapitalistischer Realismus". Zu den Strukturbedingungen eines anderen Paradigmas der Berichterstattung. In: Rundfunk und Fernsehen, H. 3-4, S. 349-369.

Weischenberg, Siegfried (1995): Journalistik. Band 2. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Weischenberg, Siegfried/Malik, Maja/Scholl, Armin (2006): Die Souffleure der Mediengesellschaft.

Report über die Journalisten in Deutschland. Konstanz: UVK.

Weischenberg, Siegfried/von Bassewitz, Susanne/Scholl, Armin (1989): Konstellationen der Aussagenentstehung. Zur Handlungs- und Wirkungsrelevanz journalistischer Kommunikationsabsichten. In: Max Kaase/Winfried Schulz (Hg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 280-300.

Winterbauer, Stefan (2017): Constructive Journalism – ist der Hype um den Weltverbesserer-Journalismus schon wieder vorbei? 14. Februar 2017. http://meedia.de/2017/02/14/constructive-journalism-ist-der-hype-um-den-weltverbesserer-journalismus-schon-wieder-vorbei; abgerufen am 7. Juli 2017.

Wyss, Vinzenz (2001): Journalismusforschung. In: Otfried Jarren/ Heinz Bonfadelli (Hg.): Einführung in die Publizistikwissenschaft. Bern u.a.: Haupt (3. Aufl.), S. 259-284.

Zimmer, Eric (2015): Alles gut. Oder? Können sich Constructive News als Gegenpol zur Nachrichtenflut online durchsetzen? Eine qualitative und quantitative Befragung. Masterarbeit am Studiengang Digital Journalism an der Hamburg Media School.

Fußnoten

[1] Die Studie ist nicht veröffentlicht und nur für den internen Gebrauch bestimmt. Dem Verfasser liegen die zentralen Ergebnisse vor; sie wurden zudem von Oliver Reinhard, dem stellvertretenden Ressortleiter Feuilleton und Initiator der SZ-„Gut zu wissen“-Serie, in einem Telefoninterview mit dem Verfasser am 6. Juli erläutert.

[2] Die Studie wurde in einem Lehrforschungsprojekt im Masterstudiengang Journalistik mit Schwerpunkt Innovation und Management an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt entwickelt, durchgeführt und ausgewertet. Ich danke den Studierenden für ihre engagierte Teilnahme: Stefanie Dürr, Mariam Fall, Bruno Fritzsche, Michael Graßl, Tamara Grum, Tanja Harrer, Benjamin Heckner, Daniela Märkl, Brigitte Mellert, Maria Lisa Schiavone, Oktavia Skorupa, Bernadette Uth und Huan Wang.

Was Journalisten von Erich Kästner lernen können

Im Werk des Publizisten verschwimmen die Grenzen zwischen Journalismus und Literatur

von Gunter Reus

Abstract: Die Lektüre von Kästners Werk ist nicht nur produktiv für die Weiterentwicklung der Journalistik als Wissenschaft, sondern auch für die journalistische Praxis. Kästner legte an seine literarischen Texte journalistische Kriterien an, so wie er seine journalistischen Texte literarisch formte. Er ließ ineinanderfließen, was in Deutschland gern säuberlich getrennt und sehr unterschiedlich bewertet wird. Er führte die Sphären Journalismus und Literatur aus Überzeugung zusammen und erhob das Prinzip Öffentlichkeit nicht nur als junger Reporter in Leipzig, sondern in seinem gesamten Lebenswerk zur Maxime.

„Ich pendle die Johannisgasse entlang und denke: Es wird so schlimm nicht werden. Vorn am Augustusplatz stehen sie schwarz und zäh ineinandergepreßt … Plötzlich ein Schwanken! Ein Schuß! Schreie! Eine Serie von Schüssen! Die Menge kommt wie wahnsinnig in die Straße hineingeflutet. Einer stürzt hin. Andre drüber. Weiter! Weiter! […] Eben brescht aus der Grimmaischen berittene Polizei heraus: mit blitzendem Säbel und verhängten Zügeln galoppieren sie über den Platz. Die Nachzügler der Demonstranten rennen vor ihnen her, schreiend und mit emporgeworfenen Händen […] Krankenhaus St. Jakob … Das Tor ist verschlossen. Wir weisen uns aus. Treten ein … Karbolgeruch. Geheimnisvolles Hasten. Bahren mit Verwundeten werden die Treppe heraufgewürgt. Leere Bahren gehen wieder hinaus. Man braucht sie dringend. […] In der Poliklinik werden die Leichtverwundeten verbunden. […] Ein halbwüchsiger Junge wird von einer Schwester in die Baracke gebracht. Er sieht recht verängstigt drein. Knieschuß.“ (KK: 46-48)[1]

Der Junge heißt nicht Emil Tischbein. Hier jagen auch keine Kinderdetektive durch die Straßen von Berlin. Hier jagt die Polizei am 6. Juni 1923 Arbeitslose durch die Straßen von Leipzig. Vier Menschen verlieren dabei ihr Leben. Die Reportage des 24-jährigen Erich Kästner erscheint zwei Tage später in der *Neuen Leipziger Zeitung*.

Erich Kästner ein Reporter? Ein Tagesschriftsteller und Augenzeuge im Auftrag der Öffentlichkeit? Das will nicht passen zu dem Bild des Autors, dessen Konturen Kästners Biographen immer wieder nachzeichnen.[2] Da ist der soignierte Übervater des Kinderbuchs, der – mit einem besonderen „Zugang zu […] kindliche[r] Unmittelbarkeit“ (Hanuschek 2010: 143) – Romangestalten erfand, die weltweit bis heute anrühren. Der für eine Pädagogik des Respekts vor jungen Menschen stand und sie zu einem Leben frei von Unterwürfigkeit ermutigte (vgl. u. a. Doderer 2002). Da ist zugleich (in

den Biographien besonders gern ausgemalt) der graumelierte Autor als Narziss, dessen Zugang zu weiblicher Unmittelbarkeit gestört war. Der Frauen respektlos sammelte wie Romanideen, um sie immer wieder zu verwerfen. Der weniger an den Vorgängen auf der Straße als an sich interessiert war, selbst lebenslang ein Kind, fixiert auf die Mutter und zu keiner anderen Bindung fähig. Ein vom Peter-Pan-Syndrom (vgl. Hanuschek 2010: 43) getriebener, „erotisch wild gewordene[r] Kleinbürger“ (Schneyder 1982: 110).

Zu unserem Kästner-Bild gehört ferner der „brauchbare Autor“ (Schneyder 1982), der dann doch nicht nur in den Spiegel und auf sich selbst, allerdings sehr auf die Moral schaute. Der als Satiriker und Kabarettist anschrieb gegen das Schlechte im Menschen. Dieser Kästner ist der Pamphletist gegen Krieg und Dummheit, der Texte von einer Scharfzüngigkeit und moralischen Rigorosität schrieb, dass einem heute noch der Atem stockt.

Ihn, den Moralisten, bekämpfte und verfolgte die politische Rechte als „Zersetzungsliteraten“ und „Kulturbolschewisten“ (so 1939 Alfred-Ingemar Berndt, Leiter der Schrifttumsabteilung im Propagandaministerium, zit. n. Görtz und Sarkowicz 1998: 222). Sofort müssen wir dann allerdings auch an jenen Erich Kästner denken, der nach 1933 Deutschland trotz allem nicht verlassen wollte, sondern es vorzog, sich durch die Jahre der Diktatur zu lavieren (vgl. ausführlich Görtz und Sarkowicz 1998: 163-249). Wir denken zugleich an den Autor amüsanter Romane nach 1933 (vgl. ausführlich Hanuschek 2010: 212-266) und Filme (vgl. Tornow 1989), deren politikfreie Harmlosigkeit ihm den Beinamen „Heinz Rühmann der Literatur“ (zit. n. Bemmann 1999: 253) einbrachte.[3]

Diesem Romancier wie dem Lyriker, der seine formal makellosen Gedichte häufig mit dem Parfum ironischer Melancholie versah und Auflagenhöhen wie kein anderer erklomm, verweigerten die Türsteher der Nachkriegsgermanistik lange den Zugang zum Pantheon der Literatur (vgl. Bemmann 1999: 368; Görtz und Sarkowicz 1998: 326). Dazu trug um 1968 auch Kritik von links bei (vgl. Doderer 2002: 26). Schon in der Weimarer Republik war Kästner nicht nur ein Hassobjekt der Rechten, sondern sah sich ebenso Anfeindungen marxistischer Kritiker ausgesetzt. So traf ihn die Geringschätzung Walter Benjamins, der ihm vorwarf, seine „kleinbürgerlichen“ Gedichte ließen lediglich „den gerührten Teig der Privatmeinung aufgehen“. Kästner sei wie Walter Mehring oder Kurt Tucholsky nichts anderes als Teil einer „bürgerliche[n] Zersetzungserscheinung“ (Benjamin 1980: 280): „Sicher hat das Kollern in diesen Versen mehr von Blähungen als vom Umsturz. […] Kästners Gedichte machen die Luft nicht besser.“ (Benjamin 1980: 283)

All diese Facetten also fügen sich zu unserem Bild des Autors Erich Kästner. Dieses Bild ist nicht falsch. Aber es ist unvollständig. Denn Erich Kästner ist nicht nur ein Autor für Kinder, nicht nur Lyriker und harmloser Humorist, nicht nur Romancier und Drehbuchautor, nicht nur Satiriker, Pamphletist und Pädagoge, Narziss und Moralist, nicht nur Antimilitarist und Melancholiker. Dieser Schriftsteller ist noch etwas ganz anderes, das in den meisten Monographien über ihn unzureichend freigelegt wird und nach wie vor zu würdigen bleibt: Erich Kästner ist ein Zeitzeuge, der nicht wie so viele Autoren aus Geldnot, sondern aus Überzeugung für den Tag und für Massenmedien schrieb. Der auch an seine literarischen Texte journalistische Kriterien anlegte, so wie er seine

journalistischen Texte literarisch formte. Der ineinanderfließen ließ, was in Deutschland gern säuberlich getrennt und sehr unterschiedlich bewertet wird.

Erich Kästner ist der „écrivain journaliste“ (Brons 2002)[4], der die Sphären Journalismus und Literatur aus Überzeugung zusammenführte und das Prinzip Öffentlichkeit nicht nur als junger Reporter in Leipzig, sondern in seinem gesamten Lebenswerk zur Maxime erhob. Das wird im Folgenden zu zeigen sein.

Nützliche Augenzeugenschaft

Horst Pöttker (2010: 114) hat Öffentlichkeit definiert als „Optimum an Transparenz und kommunikativer Unbeschränktheit“. Sie dient der Selbstregulierung in arbeitsteiligen und sozial ausdifferenzierten demokratischen Gesellschaften (vgl. auch Pöttker 1998: 236). Was hier frei gehandelt und ausgetauscht wird, sind Informationen über „Ereignisse und Verhältnisse“, die für Teilgruppen „außerhalb des Horizonts ihrer direkten Wahrnehmung liegen“ (2010: 114). Einen solchen Kommunikationsraum zu schaffen und zu bestücken ist nach Pöttker die „konstitutive Aufgabe“ (1998: 237) von Journalismus. Mit seiner Hilfe können einerseits Menschen „rational an politischen Entscheidungsprozessen und freien Märkten teilnehmen“ und kann die Gesellschaft andererseits „zentrale Steuerungsinstitutionen“ (z.B. in Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft) „öffentlicher Kontrolle“ unterziehen (2010: 114).

Öffentlichkeit herzustellen heißt also vor allem, Sachverhalte und Vorgänge ans Licht zu bringen, die sonst verborgen blieben. Und es heißt zudem, möglichst viele Menschen („die Öffentlichkeit“) zu erreichen. Beides zieht sich wie ein roter Faden durch Kästners Publizistik.

In kleinen Verhältnissen 1899 geboren[5], sieht schon der Halbwüchsige im Unterrichten sein Lebensziel. Der Besuch des Lehrerseminars in Dresden wird 1917 unterbrochen von der Einberufung zum Militär. Obwohl der Offiziersanwärter nicht mehr an die Front muss, genügt die Ausbildungszeit bis Kriegsende, um einen lebenslangen Hass auf Uniformen, Drill und die Abrichtung der Persönlichkeit in ihm zu verankern. Er bricht deshalb auch das Lehrerseminar ab. Gleichwohl wird er sich weiterhin als Pädagoge verstehen („Die satirischen Schriftsteller sind Lehrer. Pauker. Fortbildungsschulmeister.“ (WF: 129). Kästner will unterrichten, nun aber die Öffentlichkeit: An der Universität Leipzig belegt er ab 1919 Vorlesungen zur deutschen und französischen Literatur, besucht zugleich Veranstaltungen in Karl Büchers neuartigem Institut für Zeitungskunde (vgl. Bemmann 1999: 48), das erst drei Jahre zuvor gegründet worden ist. Die Kombination aus literarischen und journalistischen Ambitionen wird rasch augenfällig – erste Gedichte und Presseartikel erscheinen. Seit 1923 arbeitet er frei vor allem für die *Neue Leipziger Zeitung (NLZ)*, schon ein Jahr später wird er Redakteur der *Leipziger Verlagsdruckerei*. Zunächst zuständig für die Unterhaltungsmagazine des Verlags, wechselt er 1926, inzwischen promoviert, ins Politikressort der *NLZ*. Seine Kommentare zum Zeitgeschehen fallen dort so scharf aus, dass der Verlag schon bald versucht, sich von ihm zu trennen.

Eine zum Skandal aufgebauschte Auseinandersetzung um das Gedicht „Abendlied des Kammervirtuosen“ nimmt man zum Anlass, den Redakteursvertrag zu kündigen. Für Kästner ist das ein Sprungbrett – er geht als freier Theaterkritiker und Kulturkorrespondent der *NLZ* nach Berlin. Längst arbeitet er aber auch schon für andere Zeitungen und Zeitschriften. Sein Ziel ist klar – er will eine Rolle spielen in der Publizistik der Weimarer Republik, er will Öffentlichkeit. So bekennt er im November 1926 in einem Brief an die Mutter: „Wenn ich 30 Jahre bin, will ich, daß man meinen Namen kennt. Bis 35 will ich anerkannt sein. Bis 40 sogar ein bißchen berühmt.“ (zit. n. Hanuschek 2010: 93)

Der Plan geht auf. In kürzester Zeit hat er sich einen Namen gemacht, schreibt unter anderem für die *Weltbühne* und den *Uhu*, den *Simplicissimus*, das *Tagebuch*, das *Berliner Tageblatt* und die *Vossische Zeitung*. Es sind Rezensionen, Essays zum Tagesgeschehen, vor allem aber Gedichte, die in einem neuen Ton auf Zeit und Zeitgenossen blicken. Immer wieder gehen sie von Zeitungsberichten aus und lesen sich wie journalistische Kommentare zum Tagesgeschehen; das gilt vor allem für die Gedichte, die er von Juni 1928 bis April 1930 Woche für Woche im linksdemokratischen *Montag Morgen* veröffentlicht (vgl. Hanuschek 2010: 121). Viele dieser Zeitungsgedichte nimmt er in die vier Lyrikbände auf, die von ihm bis 1932 in rascher Folge auf den Markt kommen[6] und heute unvorstellbare Auflagen erreichen.[7]

Kästner will so viele Leser wie möglich, er will „dem Volk gefallen“ (im Gespräch mit Hermann Kesten, indirekt zit. b. Bemmann 1999: 346; vgl. auch Brons 2002: 62). Wie jedem Schriftsteller geht es auch ihm um persönlichen Erfolg. Gleichwohl ist sein Anspruch auf Öffentlichkeit und Zeitbezug, auf einen jedermann zugänglichen Kommunikationsraum unübersehbar: Literatur soll einen Gebrauchswert haben, soll das Geschehen ihrer Zeit transparent machen. So schreibt er in der *Literarischen Welt* am 28. März 1929[8]:

„Zum Glück gibt es ein oder zwei Dutzend Lyriker – ich hoffe fast, mit dabei zu sein –, die bemüht sind, das Gedicht am Leben zu erhalten. Ihre Verse kann das Publikum lesen und hören, ohne einzuschlafen; denn sie sind seelisch verwendbar. Sie wurden im Umgang mit den Freuden und Schmerzen der Gegenwart notiert; und für jeden, der mit der Gegenwart geschäftlich zu tun hat, sind sie bestimmt. Man hat für diese Art von Gedichten die Bezeichnung ‚Gebrauchslyrik‘ erfunden […]. Verse, die von den Zeitgenossen nicht in irgendeiner Weise zu brauchen sind, sind Reimspielereien, nichts weiter. […] Die Lyriker haben wieder einen Zweck.“ (ZH: 88)

Nach und nach entdeckt er noch andere Medien, mit denen er diesen Anspruch einer aus „Augenzeugenschaft“ (Doderer 2002: 44) gewonnenen Poetik einlösen will, und bemüht sich um „optimale multimediale Verwertung“ (Schikorsky 1999: 73). Seine aus dem Journalismus gewonnene Zeitlyrik formt er zu Kabarettchansons. Für den Sender Breslau schreibt er 1929 das Hörspiel „Leben in dieser Zeit“, in das wieder seine Gedichte einfließen. Es findet den Weg auf zahlreiche Theaterbühnen. Von 1930 an erscheinen „Kästner-Grammophonplatten“ (vgl. Hanuschek 2010: 123). Kästner liest in Kaufhäusern und Bibliotheken – eine Form der Öffentlichkeit, die zu dieser Zeit gerade erst aufkommt (vgl. Hanuschek 2010: 149). Dazu gesellen sich sein Zeitroman „Fabian“ (1931) und seine Erfolge als Kinderbuchautor; „Emil und die Detektive“ (1929) wird an zahlreichen

Theatern gespielt und erscheint als Kinofilm. All diese Erfolge organisiert der „écrivain journaliste“ wie ein Freelancer systematisch; er hat einen Bauchladen an Medien, die er regelmäßig beliefert, betreibt dazu seit 1928 ein eigenes „Vertriebsbüro“ mit Sekretärin (vgl. Bemmann 1999: 98; zur Selbstvermarktung vgl. Brons 2002: 111-216). Längst eine öffentliche Person, übernimmt der Erfolgsautor auch öffentlich Verantwortung: So engagiert sich Kästner im „Schutzverband deutscher Schriftsteller“ und im „Kampfkomitee für die Freiheit des Schrifttums“ gegen Zensur, Republikschutzgesetz und Pressenotverordnung (Görtz und Sarkowicz 1998: 146). Vor der Reichstagswahl 1932 unterzeichnet er einen „Dringenden Appell!“ gegen die NSDAP, der auf Plakaten verbreitet wird (vgl. Hanuschek 2010: 212).

Dennoch unterschätzt er die Nationalsozialisten und die Tragweite ihrer Barbarei (vgl. Bemmann 1999: 217; Hanuschek 2010: 212). Der Verbrennung seiner Bücher am 10. Mai 1933 wohnt er fassungslos als Beobachter bei. Im Dezember verhaftet und verhört ihn die Gestapo. Trotz allem beschließt Kästner, in Deutschland zu bleiben. Die Begründung, die er unter dem Titel „Gescheit, und trotzdem tapfer“ im Januar 1946 in der Jugendzeitschrift *Pinguin* liefern wird, ist erneut publizistischer Art – er beruft sich auf die Pflicht zur Augenzeugenschaft (vgl. auch Enderle 1966: 62; Schneyder 1982: 137f.; Görtz und Sarkowicz 1998: 173f.):

„Alle Amerikaner, die sich amtlich mit mir abgeben mußten, haben mich gefragt, warum ich in Deutschland geblieben sei, obwohl ich doch nahezu zwölf Jahre verboten war. […] Und nicht alle der Amerikaner, die mich amtlich fragten, haben meine Antwort gebilligt und verstanden. Ich habe ihnen nämlich gesagt: ‚Ein Schriftsteller will und muß erleben, wie das Volk, zu dem er gehört, in schlimmen Zeiten sein Schicksal erträgt. Gerade dann ins Ausland zu gehen, rechtfertigt sich nur durch akute Lebensgefahr. Im übrigen ist es seine Berufspflicht, jedes Risiko zu laufen, wenn er dadurch Augenzeuge bleiben und eines Tages schriftlich Zeugnis ablegen kann.‘“ (WF: 25)

Dieser Berufspflicht kann Kästner zwischen 1933 und 1945 als Journalist in Deutschland nicht nachkommen; aber auch später hat er nie stofflich verarbeitet, was er in diesen Jahren erlebte. Hier versagte der Chronist. Im Vorwort zu „Notabene 45. Ein Tagebuch“ (1961), das nur sporadische Eintragungen über die Zeit zwischen 1941 und 1945 enthält und sich auf seine Flucht gegen Kriegsende konzentriert, räumt Kästner sein Scheitern am Anspruch auf Augenzeugenschaft auch ein:

„Warum ich die Arbeit, noch dazu dreimal, nach kurzer Zeit wieder abbrach, weiß ich heute nicht mehr. Außer allerlei nicht mehr auffindbaren Gründen dürfte mitgespielt haben, daß der Alltag auch im Krieg und unterm Terror, trotz schwarzer Sensationen, eine langweilige Affäre ist. Es ist schon mühsam genug, ihn hinzunehmen und zu überdauern. Auch noch, Jahr um Jahr, sein pünktlicher Buchhalter zu sein, überstieg meine Geduld.“ (SB: 303)

Die Begründung wirkt befremdlich. Noch befremdlicher erscheint es, dass Kästner seine Tagebuchnotizen, die später einer publizistischen Aufarbeitung hätten dienen können, nach dem Krieg geschönt und geglättet hat (vgl. dazu im Einzelnen Görtz und Sarkowicz 1998: 249 und Nachwort zu SB: 710f., 794; ferner Hanuschek 2010: 311-317). Denn der Antifaschist und

Antimilitarist arrangiert sich mit dem NS-Regime mehr, als zu vermuten war. Insgesamt liegt nach 1933 durchaus ein Schatten über dem Publizisten Kästner. Er erhält zwar Publikationsverbot in Deutschland, kann aber von Verfilmungen im Ausland und insgesamt 26 Übersetzungen seiner Bücher bis Kriegsende gut leben (vgl. Hanuschek 2010: 225). Als Romancier bleibt er, auf merkwürdige Weise vom NS-Regime geduldet, weiter lange Zeit produktiv (vgl. Hanuschek 2010: 228). Er schreibt niemals ein positives Wort über die Nazis, beweist auch Mut und publiziert „mehr als kühn" (Görtz und Sarkowicz 1998: 223) unter falschem Namen sogar innerhalb von Deutschland. Zugleich versucht er aber mehrmals, in die Reichsschrifttumskammer aufgenommen zu werden. Im Juli 1942 erhält er unter dem Pseudonym Berthold Bürger eine „Sondergenehmigung zur Berufsausübung", als Goebbels einen Drehbuchautor für den Film „Münchhausen" sucht. Erst als diese Arbeit abgeschlossen ist, belegen ihn die Nazis 1943 mit einem totalen Berufsverbot; er darf nun auch im Ausland nicht mehr publizieren (vgl. im Einzelnen Görtz und Sarkowicz 1998: 227-235).

Kästner hat sich vom Regime mehr benutzen lassen, als er sich und anderen später eingestand. Gleichwohl spricht es für ihn, dass er nach 1945 sofort zu den Prinzipien einer demokratischen Öffentlichkeit zurückfindet. Nach seiner Flucht über Tirol nach Bayern übernimmt er noch im Oktober das Feuilleton der *Neuen Zeitung* (eines Blattes der US-Militärregierung mit sehr hoher Auflage), das er bis 1948 leiten wird und dem er als Autor bis 1953 verbunden bleibt. Seit 1946 gibt er außerdem die Jugendzeitschrift *Pinguin* heraus. Hier erklärt er unter dem Titel „Der tägliche Kram" im Juli seine Rückkehr zum Journalismus und bekräftigt erneut die Notwendigkeit, Öffentlichkeit herzustellen, Zeitgeschehen transparent und gesellschaftliches Handeln möglich zu machen:

„Warum rackere ich mich ab, statt, die feingliedrigen Händchen auf dem Rücken verschlungen, ‚im Walde so für mich hin' zu gehen? Weil es nötig ist, daß jemand den täglichen Kram erledigt, und weil es zu wenig Leute gibt, die es wollen und können. Davon, daß jetzt die Dichter dicke Kriegsromane schreiben, haben wir nichts. Die Bücher werden in zwei Jahren, falls dann Papier vorhanden ist, gedruckt und gelesen werden, und bis dahin – ach du lieber Himmel! – bis dahin kann der Globus samt Europa, in dessen Mitte bekanntlich Deutschland liegt, längst zerplatzt und zu Haschee geworden sein. Wer jetzt beiseite steht, statt zuzupacken, hat offensichtlich stärkere Nerven als ich. Wer jetzt an seine Gesammelten Werke denkt statt ans tägliche Pensum, soll es mit seinem Gewissen ausmachen." (WF: 82)

Es beginnen äußerst produktive Jahre; Kästner schreibt Beobachtungen zu Kultur und Gesellschaft für Zeitungen und Zeitschriften, er arbeitet wieder als Kabarett-, Drehbuch- und Theaterautor, veröffentlicht Kinderbücher. Erneut wird er zur öffentlichen Person, als Redner, als PEN-Präsident, ge- und verehrt im In- und Ausland. Entschiedener noch als vor 1933 tritt er auf gegen Militarisierung und Wiederbewaffnung (vgl. „Nachträgliche Vorbemerkungen, WF: 192). Er engagiert sich gegen atomare Aufrüstung und das Erstarken rechter Tendenzen. Im Zirkus Krone greift er 1958 in einer Rede Adenauer und Strauß an. Auf dem Münchner Königsplatz spricht er beim „Ostermarsch 1961" (SB: 662-667) zu den Atomwaffengegnern. 1968 nimmt er an einer Demonstration gegen den Vietnamkrieg teil. Danach verstummt seine streitbare Stimme allmählich. „Jetzt sitz ich, mit etwas Whisky ausgerüstet, am Fenster, genieße Wiese und Garten (Rosen!) und

wundere mich." (Brief an Friedrich Michael, 21. Juli 1970, DN: 507) Alkoholabhängig und krebskrank, stirbt Erich Kästner 1974 in München.

Unveräußerliche Forderungen

„Es gibt keine Dichter mehr", hatte Kästner am 30. Dezember 1926 in einem Nachruf auf Rainer Maria Rilke in der *NLZ* geschrieben. „Es gibt nur noch Schriftsteller." (SB: 52f.) Vielleicht dachte er dabei schon an jenes Amalgam aus Literatur und Journalismus, das für sein Lebenswerk charakteristisch werden sollte. Nun sind belletristische Autoren, die in der Öffentlichkeit agieren und sich gesellschaftlich engagieren, so selten nicht. Kästner ragt gleichwohl heraus. Denn dass sich ein Autor in seinem Bekenntnis zur „kommunikative[n] Unbeschränktheit" (Pöttker 2010: 114) auch in seinem literarischen Werk so eng an Qualitätskriterien orientiert, wie sie für den Journalismus grundlegend sind, kommt in der deutschen Literaturgeschichte kaum ein zweites Mal vor.

Journalistische Qualität ist schwer zu fassen. Sie ist ein Bündel normativer Zuschreibungen, hinter denen unterschiedliche Interessen stehen – demokratietheoretische Erwartungen, Erwartungen des Medienpublikums, Gewinnerwartungen der Medienunternehmen, Erfahrungen und Überzeugungen der Journalisten (vgl. Meier 2007: 225; Ruß-Mohl 1992). Diese Interessen kollidieren und rivalisieren miteinander, und sie unterliegen Wandlungsprozessen. Gleichwohl herrscht in der Forschung wie in der Berufspraxis (vgl. Wellbrock und Klein 2014) Konsens über ein Tableau von Qualitätskriterien, die der „Beruf zur Öffentlichkeit" (Pöttker 2010) braucht, um seine „konstitutive Aufgabe" (Pöttker 1998: 237) zu erfüllen. Zu diesem Tableau gehören:[9]

- **Aktualität** = Zeit- und Gegenwartsnähe der Information; schließt die Dimension der Handlungs**relevanz** des Gesagten ein („actus");
- **Richtigkeit** = Übereinstimmung von Aussagen und Fakten, außer zum Beispiel in satirischen Formaten, die bewusst verzerren wollen;
- **Glaubwürdigkeit** und **Wahrhaftigkeit** = Aufrichtigkeit, Vertrauenswürdigkeit; eine Haltung, die um innere Übereinstimmung mit der Wirklichkeit bemüht ist;
- **Fairness** und **Achtung der Persönlichkeit** = respektvoller Umgang mit Einzelpersonen, die von der Berichterstattung betroffen sind;
- **Ausgewogenheit** und **Vollständigkeit** = Tiefe der Recherche, Genauigkeit der Beobachtung, Berücksichtigung aller wichtigen Aspekte;
- **Unabhängigkeit** = Freiheit der Journalisten von äußeren Einflüssen und Interessen;
- **Unparteilichkeit**, auch **Objektivität** = Distanz zum Gegenstand in der Darstellung, Sachlichkeit, keine Parteinahme für Interessengruppen, außer in kommentierenden oder glossierenden Formaten
- **Verständlichkeit** = Klarheit und Prägnanz der Darstellung, so dass jeder folgen kann;
- **Gebrauchs- oder Nutzwert** = Verwendbarkeit der Information im Alltag der Nutzer;
- **Ästhetik** und **Attraktivität**, auch **Sinnlichkeit** = Gestaltung, die Interesse, Aufmerksamkeit und Gefallen weckt;

- **Unterhaltsamkeit** = Darstellungsweise, die nicht anstrengt und als angenehm empfunden wird;
- **Originalität** = Eigenheit, schöpferische Besonderheit, die das Gesagte von anderen Informationsangeboten abhebt;
- **Transparenz** und **Reflexivität** = Einblick und Einsicht in Arbeitsweise und -bedingungen, auch in die Fehleranfälligkeit und Grenzen von Journalisten; Quellenangabe;
- **Interaktivität** = Bereitschaft zum Austausch mit dem Medienpublikum;
- **Vielfalt und Universalität** = Reichtum an Themen und Perspektiven.[10]

Bis auf wenige Ausnahmen[11] lassen sich alle diese Qualitätskriterien in Kästners journalistischen Beiträgen nachweisen. Sie finden sich aber auch – und das macht diesen Autor aus – in seiner Belletristik, speziell in seiner Lyrik, wieder.

Am auffälligsten ist **Aktualität** (inklusive **Relevanz**) als Leitkriterium. Werner Schneyder (1982: 165) merkt an, von Kästner existiere „kaum etwas […], das einen tagespolitischen, einen regionalen Vorgang darstellt". Das trifft allenfalls auf das bloß übermittelnde Berichten zu. Auch hierfür finden sich aber durchaus Beispiele. Die eingangs zitierte Reportage über die Demonstration am 6. Juni 1923 (KK: 46-48) steht dafür ebenso wie ein Stimmungsbild, mit dem Kästner im Juni 1926 vor einer Litfaßsäule in Leipzig Meinungen zum Volksentscheid über die Fürstenenteignung einfängt („Rund um die Plakatsäulen". KK: 252-253). Schneyders Anmerkung ist indessen falsch, wenn sie impliziert, Kästner beziehe sich generell selten auf Tagespolitik und auf regionale, die Menschen unmittelbar betreffende Vorgänge. Denn das tut er immer wieder, schon als Redakteur in Leipzig. In einem guten Dutzend scharfer Leitartikel für die *NLZ* legt er sich ebenso mit dem Oberbürgermeister von Leipzig an wie mit der Berliner Politik (vgl. detailliert Brons 2002: 223-243). Er setzt sich in dieser Zeit mit dem Mord eines französischen Offiziers an einem Germersheimer Arbeiter (KK: 268-269) ebenso auseinander wie mit dem Verbot des Filmes „Panzerkreuzer Potemkin" (KK: 278-279), Abrüstungsverhandlungen in Genf (KK: 282-283) oder mit Mussolini (KK: 287-289).

Mit einem ausgesprochen „tagesjournalistischen Beitrag", so schreibt seine Biographin Helga Bemmann (1999: 69), beginnt am 6. Juli 1927 Kästners Arbeit für die *Weltbühne* („Kirche und Radio"; SB: 37-38). Brennspiegel der Zeit und Ausweis journalistischer Aktualität sind aber auch seine Straßen- und Alltagsfeuilletons aus Berlin (vgl. GG 1 und Schikorsky 1999: 44f.) sowie die Fülle seiner Rezensionen (vgl. GG 2) zum Theater- und Filmgeschehen vor 1933 (vgl. dazu Zonneveld 1991). Interessanterweise empfiehlt Kästner auch dem Theater Aktualität und die journalistische Qualität von Recherche und **Vollständigkeit**, wenn er in der *NLZ* die „Vorzüge der Reportagen" („Das politische Rührstück", 28. November 1930; GG 2: 253) bzw. deren „Echtheit" („Dramatische Reportage", 16. Dezember 1928; GG 2: 150) auf der Bühne hervorhebt (vgl. Zonneveld 1991: 65-71).

Auch nach 1945 spürt Kästner weiter dem nach, was er in anderem Zusammenhang „Probleme von chronischer Aktualität" genannt hatte („Diktatur von gestern, *NLZ*, 24. August 1926, SB: 41). Er befasst sich in der *Neuen Zeitung* mit der Wohnsituation und der Ernährungslage im zerstörten München, setzt sich mit der Kollektivschuldthese, der Demontagepolitik der Alliierten oder dem

kulturellen Wiederaufbau auseinander (vgl. Wagener 2003; Schikorski 1999: 118f.). Am 23. November 1945 besucht er den Nürnberger Kriegsverbrecherprozess („Streiflichter aus Nürnberg", SB: 493-500), und Anfang Februar folgt er der Aufführung eines Filmes, den US-Kameraleute in Konzentrationslagern gedreht hatten („Wert und Unwert des Menschen", 4. Februar 1946, WF: 67-71).

Man findet in Kästners Gedichten in ähnlicher Bandbreite poetische Umsetzungen solcher Zeitsujets – was für einen Lyriker keineswegs typisch ist. Kästner überführt die journalistische Kategorie der „Aktualität" (wenngleich immer wieder moralisch aufgeladen) in Dichtung. Dann überführt er seine Lyrik wieder ins journalistische Medium Presse, bevor der „Zeit- und Zeitungsdichter" (Bemmann 1999: 69) sie schließlich in Buchform veröffentlicht. Nach dem Erscheinen seines vierten Gedichtbandes „Gesang zwischen den Stühlen" schreibt der Kritiker der Zeitschrift *Die Literatur*:

„Er blickt in das Privatleben der Wirtschaftskrise, in den Kehricht der bankrotten Profitwirtschaft, in die Glotzaugen der Gewalt und öffnet in wirksamen Strophen, die sich beim Lesen ganz von selbst in Musik setzen, dem Leser die Augen für eigene und fremde Inkonsequenz. Unscheinbare Zeitungsnotizen werden zu Reportage-Balladen […]." (zit. n. Bemmann 1999: 195)

Viele dieser Texte entstehen als „Kommentargedichte" für Leopold Schwarzschilds Wochenzeitung *Montag Morgen.* Fast zwei Jahre lang erscheint dort von Kästner einmal in der Woche ein Gedicht, das in der Regel auf aktuelle Zeitungslektüre zurückgeht. Sportereignisse, das Wetter, bunte Ereignisse, auch nur Komisches und Humoriges – das rückt in über 100 Texten neben die „Koalitionsverhandlungen des Reichskanzlers Hermann Müller" (Hanuschek 2010: 121), neben Völkerbunddebatten, Börsenereignisse oder den „Choral der Ruhrbarone" (vgl. Bemmann 1999: 126f.). „Plus que toute autre collaboration, celle de Kästner au Montag Morgen ‚collait' à l'actualité", schreibt Brons (2002: 167). Wie weit er sich dabei ins Tagespolitische vorwagt, zeigt zum Beispiel sein ironischer Kommentar darauf, dass der Reichstag sechs Tage zuvor bei der Verabschiedung des Haushaltes den Bau eines zweiten Panzerkreuzers zurückgestellt hatte:

„Den Kreuzer her! Wir brauchen ihn.

Und droht nicht mit den Staatsbilanzen.

Wer Schiffe hat, kriegt Kolonien.

Dort könnten wir dann größere Partien

von Arbeitslosen hinverpflanzen.

Dann würden wir die Sozialisten los.

Wir schickten sie nach Übersee.

Dort wäre Platz. Die Welt ist groß.

Nun wird nichts draus. Was macht man bloß …

So leb denn wohl, Popanzerkreuzer B!“

(24. Februar 1930, ZH: 345)

In der *Weltbühne* erscheint, auch das Tagespolitik pur, am 1. Oktober 1930 sein Gedicht „Ganz rechts zu singen“ (ZH: 248-249), in dem er die Nationalsozialisten nach ihrem Erfolg bei den Reichstagswahlen vom 14. September scharf angreift.

Nach dem Krieg rücken vor allem Chansons und Couplets für das Kabarett an die Stelle der Kommentargedichte. Auch sie folgen der journalistischen Prämisse von Aktualität und Relevanz – die Zeit selbst führe die Feder, schreibt Kästner im Titelsong „Die kleine Freiheit“, mit dem das gleichnamige Kabarett in München am 21. Januar 1951 den Betrieb aufnimmt und der vor jeder Aufführung gesungen wird:

„Der Titel des Programms – DIE KLEINE FREIHEIT –

klingt eigentlich, als wüßten wir Bescheid.

Der Titel des Programms – DIE KLEINE FREIHEIT –

stammt nicht von uns. Den Titel schrieb – die Zeit!“ (WF: 189)

In seiner Selbstcharakteristik „Kästner über Kästner“, einer Rede vor dem Zürcher PEN-Club, spricht Kästner nach dem Krieg von „den drei unveräußerlichen Forderungen“, die er an sich selbst stelle: nach der Aufrichtigkeit des Empfindens, nach der Klarheit des Denkens und nach der Einfachheit in Wort und Satz“ (WF: 326f.). „Aufrichtigkeit des Empfindens“ – hier werden weitere Qualitätsmaximen berührt, die Kästner aus dem Journalismus übernahm: **Glaubwürdigkeit** und **Wahrhaftigkeit.** Sie stehen für Zuverlässigkeit und Unbestechlichkeit, für eine vertrauenswürdige Information. Die außergewöhnlichen Auflagenerfolge des Autors Kästner lassen keinen Zweifel daran, dass sein Publikum ihm diese Qualität zeitlebens zusprach. Dafür dürfte es mehrere Gründe geben, von denen einige zu weiteren Qualitätskriterien führen. Zunächst versteht es Kästners stets, sich thematisch in der Welt der sogenannten kleinen Leute zu bewegen. Er selbst entstammte diesem Milieu – sein Vater war ein Handwerker, den die Not der Zeit in die Fabrik trieb. Heute hält man Journalisten oft vor, die Lebenswirklichkeit der Menschen, über die sie berichten, wegen ihrer bürgerlichen Sozialisation nicht zu kennen und deshalb unglaubwürdig zu sein. Kästner dagegen genießt beim Publikum Vertrauen. Der Alltag, den er festhält und kommentiert, ist der Alltag von Millionen Menschen.

Wagner (2003: 221f.) schreibt zu den Reportagen und Essays Kästners aus dem zerstörten München der Nachkriegszeit, in dem Lebensmittel und Wohnraum knapp waren: „In lebhaften Bildern und anschaulichen Vergleichen erfasste Erich Kästner das Wesentliche, und seine Anteilnahme und Aufmunterungen gewannen durch den gleichartigen Erfahrungshorizont für seine Leser an Glaubwürdigkeit und Authentizität." Diesen Erfahrungshorizont sucht Kästner schon bei seinen ersten Gehversuchen als freier Journalist. In einem Beitrag für die *NLZ* vom 17. Februar 1923 aus dem Kleinen Theater in Leipzig berichtet er von einer Shakespeare-Aufführung mit Fritz Kortner. Er meldet sich aber nicht rezensierend aus dem Theatersaal zu Wort, sondern stellt sich ins Treppenhaus und hört zu, was Garderoben- und Toilettenfrau, Portier und Kutscher, die dort auf ihren Feierabend warten, während der Aufführung zu sagen haben:

„Und wieder hören wir Kortners Aufschrei: ‚Nu muß se awr gleich dod sein', sagt der Portier, ‚'s is schonn dreivirdl elfe. 's wird ooch Zeid. Meine Muddr wird off mich wardn.' ‚Ham Sie 'ne gude Frau', sagt Emil, der Kutscher. ‚Sie nich?' fragt die Garderobefrau. Emil scheint zu frieren und tritt von einem Bein auf das andere." (KK: 9)

Dann geht die Saaltür auf und das Leipziger Bürgertum verlässt, über teure Operationen, Lieferverträge und auch noch ein bisschen über Fritz Kortner („einfach wundervoll") plaudernd, die Kulturstätte. Keine Frage, wem die Sympathie Kästners, bei allem sächsischen Augenzwinkern, gehört (nicht zufällig heißt der Kutscher wohl Emil). Und auch seine Gedichte sind vornehmlich von den Menschen bevölkert, in denen sich Millionen wiederfinden können: kleine Angestellte, Arbeitslose, Witwen, Bardamen, Trinker, Blumenverkäuferinnen, Kriegsversehrte, Kellner, die irgendwo einen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft suchen. Der Lyriker Kästner kennt sie, weil der flanierende Reporter Kästner sie kennt (vgl. die Reportage „Ab 5 Uhr früh Reis mit Huhn", 2. Dezember 1928, GG 1: 272-277). Er heroisiert sie nicht, aber er setzt sie auch nie herab (Kriterium der **Fairness**). Er beobachtet genau und sucht, bei aller Tendenz zum Moralisieren, jene Einzelheiten und Begebenheiten, in denen sich Wirklichkeit konzentriert. Das können seine Leser als wahr akzeptieren. Selbst in seinen Gedichten kann man deshalb von Faktenbezug und vom Kriterium der **Richtigkeit** sprechen, auch wenn faktisches Geschehen hier komprimiert und ästhetisch gebrochen wird. So schildert er für die *Weltbühne* in der „Ballade vom Nachahmungstrieb" einen authentischen Vorfall in einem Berliner Hinterhof, als sieben Kinder einen Spielkameraden an einer Teppichstange erhängten (24. März 1931, ZH: 207-208). In dem Gedicht „Primaner in Uniform" erinnert er sich, ebenfalls für die *Weltbühne* (30. Juni 1929, ZH: 139-140), an die Kriegsverherrlichung im Dresdner Lehrerseminar und nennt den wahren Namen des Rektors; auch die Namen der gefallenen Mitschüler sind vermutlich echt (vgl. Hanuschek 2010: 55).

Glaubwürdigkeit entsteht durch Faktenbezug, aber auch durch **Transparenz** und **Reflexivität**, verstanden als Einblick in die eigene Arbeitsweise und deren Grenzen oder Schwächen. Dieses noch junge journalistische Qualitätskriterium findet sich – zumindest in Ansätzen – bei Kästner ebenfalls. In der oben schon genannten US-Dokumentation mit Filmaufnahmen aus den Konzentrationslagern („Wert und Unwert des Menschen") ringt er für die *Neue Zeitung* um die Fakten des Grauens (Richtigkeit):

„Und so wurden in diesen Lagern die Opfer nicht nur ermordet, sondern auch bis zum letzten Gran und Gramm wirtschaftliche ‚erfaßt'. Die Knochen wurden gemahlen und als Düngemittel in den Handel gebracht. Sogar Seife wurde gekocht. Das Haar der toten Frauen wurde in Säcke gestopft, verfrachtet und zu Geld gemacht. Die goldenen Plomben, Zahnkronen und -brücken wurden aus den Kiefern herausgebrochen und, eingeschmolzen, der Reichsbank zugeführt. Ich habe einen ehemaligen Häftling gesprochen, der im ‚zahnärztlichen Laboratorium' eines solchen Lagers beschäftigt war. Er hat mir seine Tätigkeit anschaulich geschildert. Die Ringe und Uhren wurden fässerweise gesammelt und versilbert. Die Kleider kamen in die Lumpenmühle. Die Schuhe wurden gestapelt und verkauft. " (4. Februar 1946, WF: 68)

Zugleich aber räumt er ein, dass er als Journalist bei diesen Fakten an seine Grenzen stößt, also professionell versagt:

„Ich bringe es nicht fertig, über diesen unausdenkbaren, infernalischen Wahnsinn einen zusammenhängenden Artikel zu schreiben. Die Gedanken fliehen, sooft sie sich der Erinnerung an die Filmbilder nähern." (WF: 67)

In dem Bericht „Streiflichter aus Nürnberg" für die *Neue Zeitung* (23. November 1945, SB: 493-500) verfährt er ähnlich: Er beschreibt die Anfahrt zum Prozessgebäude, schildert Straßen- und Naturszenen, als wolle er sich ablenken, betritt das Gebäude, verlässt die Ebene der Reportage wieder, um in einer Projektion zu schildern, wie ein Mann diesen Ort wohl später für Touristen beschreiben würde, kehrt eindringlich zum Faktischen zurück, fährt wie eine Kamera an den Nazis auf der Anklagebank vorbei, registriert ihre Kleidung, ihre Attitüde, nennt im faktischen Staccato die Anklagepunkte der Amerikaner und Franzosen, blickt in der Pause auf seine Pressekollegen im Foyer, erwähnt die Anklage der Sowjets und Briten – und fährt, als die Sitzung aufgehoben wird, nach Hause. Wieder wirkt es wie eine Flucht vor der Aufgabe, die Banalität des Grauens journalistisch zu fassen:

„Das Herz tut mir weh, nach allem, was ich gehört habe … Und die Ohren tun mir auch weh. Die Kopfhörer hatten eine zu kleine Hutnummer. […] Heimfahrt auf der Autobahn. […] Ich blicke aus dem Fenster und kann nichts sehen. Nur zähen, milchigen Nebel …" (SB: 499f.).

Kästner ist nie in den Nürnberger Gerichtssaal zurückgekehrt.[12] Der niemals triumphierende, oft hingegen melancholische, enttäuschte Ton seiner Gedichte und Bühnentexte kann als weiterer Hinweis auf die Einsicht dieses Autors in die Grenzen seiner Tätigkeit gelten.

An der Reportage aus Nürnberg fällt auf, wie sachlich Kästner das Erscheinungsbild der Nazis auf der Anklagebank aufnimmt. Distanz zum Gegenstand lässt sich nicht nur hier beobachten. Die eingangs zitierte Reportage „Der 6. Juni" aus dem Jahr 1923 zum Beispiel endet nicht etwa mit einer Anklage der Polizei, die vier Menschen erschossen hat, sondern mit der Aussage eines Polizisten zur Gewalttätigkeit auch der Demonstranten (KK: 48). Gleichwohl dürfte es schwerfallen, **Unparteilichkeit** als durchgehenden Wesenszug seiner Texte nachzuweisen. Wie jeder Kommentator, Feuilletonist und Satiriker ergreift Kästner Partei – gegen Anmaßung, Dummheit und

soziale Fehlentwicklungen. Die **Unabhängigkeit** allerdings gibt er nie auf. Sie ist ein weiterer Pfeiler seiner Glaubwürdigkeit. Er ruft zwar 1932 zur Wahl einer Einheitsfront von KPD und SPD auf (vgl. Hanuschek 2010: 212). Und noch kurz vor seinem Tod engagiert er sich für die Schulpolitik der bayerischen SPD (vgl. Hanuschek 2010: 404). Aber er hängt nie länger einer Partei an, und in seinen Artikeln wie in seiner Lyrik finden sich nie parteipolitische Spuren. Einen gefälligen Beitrag über die Errungenschaften der Sowjetunion, der 1930 nach einer Einladung in *Das neue Rußland* erscheint („Auf einen Sprung nach Rußland", SB: 256-259), empfindet er später selbst als peinlich. Allen Parteien der Weimarer Republik entzieht er sich (vgl. Görtz und Sarkowicz 1998: 167), Heilslehren lehnt er ab (vgl. Kordon 1996: 109-112). Dem Regisseur Erwin Piscator, den er als Theatermann bewunderte, wirft er mehrfach vor, was er den „kommunistische[n] Fimmel" (zit. n. Görtz und Sarkowicz 1998: 96) nennt. In einem Interview mit dem Journalisten Adelbert Reif bekennt Kästner 1969:

„Ich hasse Ideologien, welcher Art sie immer sein mögen. Ich bin ein überzeugter Individualist. Ich freue mich über alle sozialen Fortschritte… Darüber hinaus bin ich ein Linksliberaler, was es heute eigentlich gar nicht mehr gibt. Und ich bin Mitglied einer Partei, die es ebenfalls nicht gibt, denn wenn es sie gäbe, wäre ich nicht ihr Mitglied." (zit. n. Hanuschek 2010: 403)

Dass Kästner für seine Texte **Gebrauchswert** und **Nützlichkeit** beansprucht, wurde hier bereits festgestellt. Der Beobachter seiner Zeit will wie jeder Journalist sein Publikum durch Information und Einordnung unterrichten. Was er ihnen darüber hinaus nützt, bleibt Spekulation. Möglicherweise aber konnten Millionen Leser schon das Eingeständnis jenes Dilemmas als kräftigend empfinden, mit dem alle Satiriker ringen: die Schlechtigkeit bloßstellen zu müssen, um das Gute zu befördern. Möglicherweise waren es die seinen Gedichten oder Artikeln oft angehängten Wunschformeln, die sie bewegten (so endet der bereits erwähnte Beitrag „Rund um die Plakatsäule" von 1926 mit den Sätzen: „Der zittrig [sic] alte Mann fragte: ‚Wo ist denn die Gerechtigkeit?' Möchten ihm 20 Millionen Deutsche antworten!", KK: 253). Möglicherweise gab ihnen auch einfach Halt, dass sich überhaupt jemand für die Lebenswelt der kleinen Leute interessierte.

Man kann Literatur, speziell Lyrik, als verdichtete, chiffrierte Form des Sprechens ansehen, die, vom Leser entschlüsselt sein will, bevor sie sich ganz dem Verstand öffnet. Journalismus will genau das nicht. Pragmatisch auf Alltag und Informationstransfer ausgerichtet, meidet er die Chiffre und sucht unmittelbare **Verständlichkeit**. Diesen Gegensatz zweier Sprachsysteme akzeptiert Erich Kästner für sich allerdings nie – für einen Schriftsteller in Deutschland eine ungewöhnliche Position. Er will auch in der Belletristik Unmittelbarkeit oder, wie man heute sagen könnte, Barrierefreiheit: „Einfachheit in Wort und Satz" (WF: 327) gehört zu den bereits zitierten „unveräußerlichen Forderungen", die er vor der Züricher PEN-Versammlung an sich selbst erhebt. Damit benennt er eines der Hauptkriterien verständlicher Sprache, die auch die Kommunikationsforschung nachweisen kann.[13]

Erich Kästner hält sich an diese Maxime ein Leben lang. Es findet sich in seinem gesamten Werk kein Text, der unzumutbare Satzkonstruktionen oder ein Vokabular aufwiese, das fremd und

gespreizt anmutet. Das gilt für seine Reportagen, Rezensionen und Satiren, für die Bühnentexte, die Romane. Und für die Kinderbücher ohnehin: Sie werden Ende der 60er Jahre in zwölf Ländern weltweit als Schulbücher für den Deutschunterricht eingesetzt, sogar in der Sowjetunion (vgl. Bemmann 1999: 370, 319). Schon in den 30ern hat der amerikanische Deutschlehrerverband „die Verständlichkeit der Texte“ (Görtz und Sarkowicz 1998: 217) gelobt.

Die Maxime „Einfachheit“ gilt aber genauso für die Lyrik Erich Kästners. Ein Gedichtzitat nur, hier sein „Offener Brief an Angestellte“ aus der *Weltbühne*, genügt schon – und jeder wird den Kästner-Sound, um es modern zu sagen, sofort wiedererkennen:

„Vorgesetzte muß es geben.

Angestellte müssen sein.

Ordnung ist das halbe Leben.

Brust heraus und Bauch hinein!

Vorgesetzte tragen feiste

Bäuche unter dem Jackett.

Feist ist an dem Pack das meiste,

und sie gehen nur quer ins Bett.

Sie sind fett aus Überzeugung.

Und der bloße Anblick schon

zwingt uns andre zur Verbeugung.

Korpulenz wird Religion!

In den runden Händen halten

sie Zigarren schußbereit.

Jede ihrer Prachtgestalten

wirkt, als wäre sie zu zweit.

Manchen sagen (wenn auch selten),

sie verstünden unsre Not.

Und wir kleinen Angestellten

schmieren uns den Quatsch aufs Brot.

Atemholen sei nicht teuer,

sagen sie, und nahrhaft auch!

Und dann hinterziehn sie Steuer

und beklopfen sich den Bauch. […]“

(1. Januar 1929, ZH: 80-81)

Häufig lässt sich in Kästners Lyrik das Prinzip „Ein Satz pro Zeile“ beobachten – hier in der ersten Strophe ohne jede Konjunktion konsequent durchgehalten. Unmissverständliche Satire[14] wird gleich zum Auftakt kombiniert mit einer Sprache, die nicht mehr zu verknappen ist und die wirklich jeder versteht. Bevor der preußisch bellende Ton als Stilmittel sich verbraucht, wechselt die Sprecherperspektive. Und mit dem Zeilensprung zu Beginn der zweiten Strophe, dem ersten Komma in Zeile 7 und dem ersten „und“ in Zeile 8 bekommt der Trochäus etwas mehr Atem, die Melodie („und … und“), wird fließender. Sie wird unterstützt von Alliterationen, Zeilensprüngen und umgangssprachlichem Polysyndeton. Jetzt sprechen die kleinen Leute, und sie nehmen kein Blatt vor den Mund, ein Marsch baut sich auf, mit Parataxen und schlichten Nebensätzen, mit Alltagssprache („schmieren“, „Quatsch“) – einfach, aber musikalisch rhythmisiert. Das alles muss niemand mit dem Verstand entschlüsseln, um es zu verstehen. Es versteht sich von allein. Man geht mit, und man kann, man will mitsingen.

Kästner zu lesen strengt nicht an. Das ist ein Indiz für **Unterhaltsamkeit**. Das Publikum hat sie diesem Autor, der ja seine erste Anstellung in den Unterhaltungsmagazinen der Leipziger Verlagsdruckerei erhalten hatte, stets bescheinigt. „Unterhaltend und spannend“ nannte auch sein Freund Hermann Kesten Kästners Stil (zit. n. Bemmann 1999: 69). „Kästner“, so sein Biograph Sven Hanuschek (2010: 161), „wird vielleicht noch gelesen, weil er das heutige Unterhaltungsbedürfnis ebenso bedient wie den Anspruch nach ‚Gewicht‘ und ‚Tiefe‘.“

Schon die wenigen Hinweise auf das „Angestellten"-Gedicht belegen, wie sehr dieser Autor an der **Ästhetik** seiner Texte und damit an ihrer **Attraktivität** und **Sinnlichkeit** formt. Hier verläuft der Austauschprozess zwischen Literatur und Journalismus aber offensichtlich umgekehrt: Was in der Lyrik selbstverständlich ist, wird auch auf Reportagen und Essays übertragen. Man lese noch einmal im Eingangszitat dieses Aufsatzes nach, wie Kästner seinen Text über die Leipziger Straßendemonstration rhythmisiert. Man lese nach, wie er die Reportage aus dem Nürnberger Gerichtsgebäude im rhythmischen und szenischen Wechsel gestaltet (SB: 493-500). Wie er den Bericht über die KZ-Dokumentation der Amerikaner gleichsam in Prosa-Strophen fasst, die alle leitmotivisch mit dem Satz „Es ist Nacht" beginnen (WF: 67-71).

Produktive Irritation

Bleibt als letztes der genannten journalistischen Qualitätskriterien die **Originalität.** Hier mag der Hinweis auf das bisher Gesagte insgesamt, vor allem aber auf die so bestimmende Form des Tagesgedichts genügen – (latent) aktueller Journalismus in Zeilenform, genau das hat Erich Kästner zu seinem Markenzeichen gemacht. Er hat damit den Horizont der Literatur ebenso geweitet wie den des Journalismus. Mehr noch – er hat beide Horizonte ineinanderfließen lassen und demonstriert, dass dies weder der Literatur noch dem Journalismus zum Nachteil gereichen muss. Kästners Werk ist meilenweit entfernt von jenem zu Recht gebrandmarkten modernen „Gonzo-Journalismus" (zum Beispiel eines Tom Kummer, vgl. Reus 2004), der seinem Publikum bewusst vorenthält, wo die Fakten enden und die Erfindung beginnt. Und es ist geeignet, eine mechanisch erstarrte ‚systemische' Journalismustheorie zu erschüttern. Eben das macht seine Lektüre produktiv für die Weiterentwicklung der Journalistik als Wissenschaft.

Kästner zu lesen kann aber auch für den Journalismus selbst produktiv sein. Freilich hat sich „Feuilletonismus" mit seinem Bekenntnis zum subjektiven Blick, zur Ironie und zur Freiheit des Flaneurs immer den Systemgrenzen entzogen (weshalb er in Deutschland bis heute als unseriös und flatterhaft gilt). Kein Journalist des 20. Jahrhunderts aber ist dabei so konsequent vorgegangen wie Erich Kästner. Und er hat formale Muster geschaffen für eine journalistische Praxis, die, von vielen Seiten bedrängt, heute mehr denn je um Legitimation, Wertschätzung und Aufmerksamkeit ringen muss.

Vielleicht ist es eine unausgesprochene Reverenz an diesen großen Publizisten des 20. Jahrhunderts, wenn selbst ein Blatt wie die Berliner *tageszeitung* jeden Donnerstag wieder aktuelles Geschehen in Gedichtform präsentiert.[15] Andere Medien versuchen heute auf andere Art, Kunst und Journalismus zusammenzuführen und weiterzuentwickeln, zum Beispiel mit Graphic Novels, Comic-Reportagen, Newsgames oder multimedialen Erzählformen. Möglicherweise führen diese Versuche eher in die Zukunft der Publizistik. Aber nichts spricht dagegen, im „écrivain journaliste" Erich Kästner den Ahnherren auch dieser Formensuche zu würdigen.

Über den Autor

Reus, Gunter Dr., apl. Professor, geb. 1950, Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung, Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover. – Journalismus verdient (gerade in Deutschland) mehr Anerkennung als Kulturleistung, und am Schaffen Erich Kästners fasziniert mich seit Langem, wie selbstverständlich und beispielhaft sich die vermeintlichen Systemgrenzen zwischen Literatur und Alltagspublizistik überwinden lassen. E-Mail an den Autor.

Literatur

Quellen

DN = Kästner, Erich: Dieses Na ja!, wenn man das nicht hätte! Ausgewählte Briefe von 1909 bis 1972. Hrsg. v. Sven Hanuschek. Zürich 2003

GG = Kästner, Erich: Gemischte Gefühle. Literarische Publizistik aus der „Neuen Leipziger Zeitung“ 1923 – 1933. Band 1 und 2. Hrsg. v. Alfred Klein. Zürich 1989

KK = Kästner, Erich: Der Karneval des Kaufmanns. Gesammelte Texte aus der Leipziger Zeit 1923-1927. Hrsg. v. Klaus Schuhmann. Leipzig 2004

WF = Kästner, Erich: Wir sind so frei. Chanson, Kabarett, Kleine Prosa. Hrsg. v. Hermann Kurzke in Zusammenarbeit mit Lena Kurzke (= Erich Kästner: Werke. Hrsg. v. Franz Josef Görtz, Bd. 2). München 1998

SB = Kästner, Erich: Splitter und Balken. Publizistik. Hrsg. v. Hans Sarkowicz und Franz Josef Görtz in Zusammenarbeit mit Anja Johann (= Erich Kästner: Werke. Hrsg. v. Franz Josef Görtz, Bd. 6). München 1998

ZH = Kästner, Erich: Zeitgenossen, haufenweise. Gedichte. Hrsg. v. Harald Hartung in Zusammenarbeit mit Nicola Brinkmann (= Erich Kästner: Werke. Hrsg. v. Franz Josef Görtz, Bd. 1). München 1998

Darstellungen und übrige Literatur

Bemmann, Helga (1999): Erich Kästner. Leben und Werk. 2. Aufl. Berlin: Ullstein.

Benjamin, Walter (1980): Linke Melancholie. Zu Erich Kästners neuem Gedichtbuch. In: Benjamin, Walter (1980): Gesammelte Schriften III. Hrsg. v. Hella Tiedemann-Bartels (= Werkausgabe Bd. 8). Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 280-283 (zuerst in: Die Gesellschaft. Internationale Revue für Sozialismus und Politik. Berlin 1931)

Brons, Patricia (2002): Erich Kästner, un écrivain journaliste. Bern: Peter Lang.

Doderer, Klaus (2002): Erich Kästner. Lebensphasen – politisches Engagement – literarisches Wirken. Weinheim, München: Beltz Juventa.

Enderle, Luiselotte (1966): Erich Kästner. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek: Rowohlt.

Früh, Werner (1980): Lesen, Verstehen, Urteilen. Untersuchungen über den Zusammenhang von Textgestaltung und Textwirkung. Freiburg: Karl Alber.

Görtz, Franz Josef/ Sarkowicz, Hans (1998): Erich Kästner. Eine Biographie. Unter Mitarbeit von Anja Johann. München: Piper.

Hanuschek, Sven (2010): „Keiner blickt dir hinter das Gesicht“. Das Leben Erich Kästners. 2. Aufl. München: dtv.

Kordon, Klaus (1996): Die Zeit ist kaputt. Die Lebensgeschichte des Erich Kästner. Weinheim, Basel: Beltz.

Langer, Inghard/ Schulz v. Thun, Friedemann/ Tausch, Reinhard (2015): Sich verständlich ausdrücken. 10. Aufl., München: Reinhardt.

Meier, Klaus (2017): Journalistik. Konstanz: UVK.

Pöttker, Horst (2010): Der Beruf zur Öffentlichkeit. Über Aufgabe, Grundsätze und Perspektiven des Journalismus in der Mediengesellschaft aus der Sicht praktischer Vernunft. In: Publizistik, 55, 2010, S. 107-128

Pöttker, Horst (1998): Öffentlichkeit durch Wissenschaft. Zum Programm der Journalistik. In: Publizistik, 43, 1998, S. 229-249

Reus, Gunter (2004): Mit doppelter Zunge. Tom Kummer und der New Journalism. In: Bleicher, Joan Kristin; Pörksen, Bernhard (Hrsg.) (2004): Grenzgänger. Formen des New Journalism. Wiesbaden: VS Verlag, S. 249-266

Ruß-Mohl, Stephan (1992): Am eigenen Schopfe … Qualitätssicherung im Journalismus – Grundfragen, Ansätze, Näherungsversuche. In: Publizistik, 37, 1992, S. 83-96

Schikorsky, Isa (1999): Erich Kästner. 3. Aufl., München: dtv.

Schneyder, Werner (1982): Erich Kästner. Ein brauchbarer Autor. München: Kindler.

Tornow, Ingo (1989): Erich Kästner und der Film. München: dtv.

Wagener, Benjamin (2003): Inländische Perspektivierungen. Erich Kästner als Feuilletonist der Neuen Zeitung. In: Blöbaum, Bernd; Stefan Neuhaus (2003) (Hrsg.): Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 195-226

Wellbrock, Christian-Mathias/ Klein, Konstantin (2014): Journalistische Qualität – eine empirische Untersuchung des Konstrukts mithilfe der Concept Map Methode. In: Publizistik, 59, 2014, S. 387-410

Zonneveld, Johan (1991): Erich Kästner als Rezensent 1923-1933. Frankfurt/M., Bern, New York, Paris: Peter Lang

Fußnoten

[1]Texte von Erich Kästner werden in diesem Beitrag aus unterschiedlichen Quellenbänden zitiert, die mit einem Sigel versehen und zu Beginn des Literaturverzeichnisses aufgelistet sind. Auslassungszeichen „…“ gehören als Stilmittel Kästners zu seinen Originaltexten. Nur wenn sie mit einer eckigen Klammer „[…]“ versehen sind, stehen sie für eine von mir (G.R.) vorgenommene Auslassung.

[2]An diesem Bild zeichnen – mit unterschiedlichen Schwerpunkten und unterschiedlicher Distanz – die maßgeblichen Monographien über Erich Kästner mit. Es sind dies die minutiöse Darstellung des Germanisten Sven Hanuschek (2003) und die gut dokumentierte Biographie der Journalisten und Kästner-Herausgeber Franz Josef Görtz und Hans Sarkowicz (1998), ferner die handlichen Darstellungen der freien Autorinnen Helga Bemmann (1999) und Isa Schikorsky (1999), des Jugendbuchautors Klaus Kordon (1996) und des Jugendbuchforschers Klaus Doderer (2002). Kritisch-essayistisch angelegt ist die Reflexion über Kästner des Journalisten und Kabarettisten Werner Schneyder (1982), an vielen Stellen glättend und beschönigend dagegen die Bildmonographie von Kästners etLebensgefährtin, der Journalistin Luiselotte Enderle (1966).

[3]Einzig „Fabian“ (1931), das sich in weiten Teilen wie eine Großstadtreportage liest, hebt sich ab von einer Reihe flacher Unterhaltungsromane.

[4]Es ist wohl kein Zufall, dass die einzige Monographie, die dem *journalistischen Schriftsteller* Kästner nachspürt, in Frankreich erschienen ist – einem Land, in dem die Sphären von Literatur und Gesellschaft weit mehr verwoben sind als in Deutschland. Brons’ Dissertation folgt keiner journalistikspezifischen Leitfrage, ist aber verdienstvoll als Sichtung und Inventarisierung aller journalistischen Arbeiten Kästners. Thematisch und zeitlich eingeschränkt haben sich neben Brons noch Johan Zonneveld (1991) und Benjamin Wagener (2003) dem Journalisten Kästner zugewandt. Zonneveld befasst sich ausschließlich mit Kästners Theater-, Literatur- und Filmrezensionen vor 1933; Wagener schaut kursorisch auf die Themen in Kästners Beiträgen für die *Neue Zeitung* in München von 1945 bis 1946.

[5]Die folgende Darstellung von Lebensstationen Kästners folgt den in Fußnote 2 genannten einschlägigen Monographien.

[6]„Herz auf Taille“ (1928), „Lärm im Spiegel“ (1929), „Ein Mann gibt Auskunft“ (1930), „Gesang zwischen den Stühlen“ (1932).

[7]So hatte schon der erste Band „Herz auf Taille“ eine für Lyrik außergewöhnlich hohe Startauflage von 2.000 Exemplaren; dennoch mussten bald 5.000 Exemplare nachgedruckt werden (vgl. Bemmann: 101). Zur Jahreswende 1929/1930 bewegte sich die Auflage dieses ersten Gedichtbandes wie auch die des Nachfolgebandes „Lärm im Spiegel“ auf 30.000 Exemplare zu (vgl. Bemmann: 121). Der vierte Band „Gesang zwischen den Stühlen“ hatte 1932 eine Startauflage von 5.000 Exemplaren, die sofort verkauft waren, so dass der Verlag noch im selben Jahr 7.000 Stück nachdruckte (vgl. Bemmann: 194).

[8]Kästner fügte den Text als „Prosaische Zwischenbemerkung“ auch programmatisch in seinen Lyrikband „Lärm im Spiegel“ (1929) ein.

[9]Ich orientiere mich an Meier (2007: 227) und der „Consens Map“ von Wellbrock und Klein (2014: 399). Beide Auflistungen sind nicht vollständig (eben das verhindert der schillernde und wandelbare Begriff „Qualität“), aber sie enthalten zweifellos die Kernkriterien.

[10]Wellbrock und Klein (2014: 399) führen auch noch „Professionalität“ und „Rechtmäßigkeit“ auf – Kriterien, die freilich für jeden Beruf gelten und deshalb kein spezfisches Qualitätsmerkmal bilden.

[11]So ist „Interaktivität“ ein vergleichsweise junges Qualitätskriterium, das erst durch das Internet professionelle Beachtung fand. „Vielfalt“ und „Universalität“ werden eher auf das Medienangebot insgesamt als auf die Leistung einzelner Journalisten bezogen. Kästner war als „Feuilletonist“ thematisch schon eingeschränkt, andererseits hat er als Alltagsbeobachter auch eine Fülle an unterschiedlichen gesellschaftlichen Sujets aufgegriffen..

[12]Im Vorwort zu „Notabene“ versucht Kästner nach dem Krieg ebenfalls einen Einblick in seine Arbeitsweise zu geben, hier allerdings wird er dem Anspruch der Aufrichtigkeit und Wahrheit nicht gerecht (siehe oben).

[13]Langer et al. (2015) nennen in ihrem Standardwerk „Sich verständlich ausdrücken“ die Kriterien „Einfachheit“ (unter anderem kurze, einfache Sätze und geläufige Wörter) und „Gliederung–Ordnung“, die jeweils optimal ausgeprägt sein sollten, sowie die Kriterien „Kürze–Prägnanz“ und „Anregende Zusätze“, die in Maßen zu beherzigen sind. Ein klarer, nicht verschachtelter Satzbau und der Verzicht auf prätentiöses Vokabular gehören auch zu den Empfehlungen, die man nach den Forschungen Werner Frühs (1980) geben kann.

[14]Sie richtet sich gegen Machtansprüche und -positionen, nicht gegen Personen, verletzt deshalb auch nicht das Gebot der Fairness gegenüber Einzelnen.

[15]Zuletzt drei Tage vor Abschluss dieses Manuskripts, als Reinhard Umbach am 16. Februar 2017 auf Seite 20 (ganz wie Kästner im vierfüßigen Trochäus) dichtete: „Schierlings-Wiesenfenchel, blühe!/Du, der Flora schönstes Kraut!/Nähre weiter Elbstrand-Kühe,/weil's auf dir sich so gut kaut. […]" und damit ein Urteil des Bundesverwaltungsgerichts zur Elbvertiefung kommentierte.

„Die Zukunft ist frei!"

Eine Bestandsaufnahme des freien Journalismus in Deutschland

von Nina Steindl, Corinna Lauerer, Thomas Hanitzsch

Abstract: Obwohl freiberuflich tätige Journalist*innen den deutschen Journalismus zunehmend prägen, ist der Forschungsstand zu dieser Gruppe äußerst überschaubar. Der vorliegende Beitrag geht deshalb der Frage nach, wer die Freien sind, wo sie arbeiten und wie sie ihre Rolle als Journalist*innen wahrnehmen. Die Basis der Analysen bilden 137 standardisierte Interviews mit hauptberuflichen freien Journalist*innen, die in der zweiten Welle der Worlds of Journalism Study in Deutschland geführt wurden. Es zeigt sich, dass Freie vor allem im Rundfunk, bei Zeitschriften und im Online-Bereich tätig sind. Trotz paralleler Tätigkeit für meist mehrere Medien ist ihr Einkommen eher gering. Von ihren festangestellten Kolleg*innen unterscheidet sie die etwas geringere redaktionelle Autonomie. Bestechende Ähnlichkeit weisen sie hingegen hinsichtlich der eher linksorientierten politischen Einstellung und dem journalistischen Rollenverständnis auf. Die Unterhaltungs- und Ratgeberrolle ist unter den Freien von geringerer Bedeutung.

„Die Zukunft ist frei!" So lautet das Urteil des deutschen Berufsverbandes freier Journalistinnen und Journalisten (Freischreiber 2017). Diesen Schluss lassen auch die geschätzt rund 122.500 haupt- wie nebenberuflichen Freien und Hobby-Journalist*innen zu, die derzeit in Deutschland tätig sind (Buckow 2011: 24; Deutscher Journalisten-Verband 2014; Meyen/Springer 2009: 18).[1] Als Gegenstand der Forschung galten die freiberuflichen Journalist*innen noch vor knapp zehn Jahren als unterforschte „Blackbox" (Pöttker 2008). Seither sind zwar vermehrt Forschungsbestrebungen erkennbar (siehe Buckow 2011; DJV 2009, 2014; Meyen/Springer 2009), der Literaturbestand ist aber nach wie vor recht übersichtlich.

Dabei ist das Thema enorm relevant. Globalisierung, Digitalisierung sowie der zunehmende Kommerzialisierungs- und Konkurrenzdruck leisten der Auslagerung journalistischer Arbeit weiteren Vorschub (Pöttker 2008; Weischenberg et al. 2006: 36). Für die Medienhäuser bietet dieses Vorgehen ökonomische Vorteile, da für freie Mitarbeiter*innen weniger Nebenkosten anfallen und die Anstellung flexibel kündbar ist (DJV 2017).

Gleichzeitig sind die Beschäftigungsverhältnisse für freiberufliche Journalist*innen in den letzten Jahren zunehmend prekär geworden. Einige Freie können aufgrund schwankender Auftragslagen und niedriger Honorare ihre Existenz nicht mehr durch ihre journalistische Tätigkeit allein absichern (DJV 2014). So nehmen die Nebentätigkeiten zu, z.B. in der PR oder in der

Unternehmenskommunikation, während die Zahl hauptberuflicher freier Journalist*innen von 18.000 im Jahr 1993 auf aktuell rund 9.600 abgesunken ist (Steindl et al. 2017; Weischenberg et al. 2006: 36).

Außerdem müssen sich freiberufliche Journalist*innen verstärkt selbst vermarkten, um sich gegen die zunehmende Konkurrenz am Markt durchsetzen zu können. Die Akteure, die sie dabei für sich gewinnen müssen, sind zu allererst Redakteur*innen, die ihre journalistischen Produkte beauftragen und annehmen (Meyen/Springer 2009: 151). Dies kann durchaus mit Loyalitäts- und Qualitätskonflikten einhergehen (Bunjes 2008). Dessen ungeachtet belegen Studien, dass freiberuflich tätige Journalist*innen oftmals hochzufrieden mit ihrer Arbeit sind – trotz der schlechten Verdienstmöglichkeiten und des starken Wettbewerbsdrucks. Dabei sind es vor allem der berufliche Freiraum und die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung, die von den Freien so sehr geschätzt werden (Buckow 2011: 66ff.; Bunjes 2008; Pöttker 2008; Meyen/Springer 2009: 97, 149ff.).

Es sind auch diese Paradoxien, die den freien Journalismus zu einem interessanten Forschungsgegenstand machen. Denn mit der zunehmenden Bedeutung der Freiberufler werden zugleich Befürchtungen einer Deprofessionalisierung und Entgrenzung des Journalismus geschürt (Pöttker 2008; Weischenberg et al. 2006: 14ff.). Es stellt sich daher die Frage, ob und inwiefern freie Journalist*innen ein berufliches Rollenverständnis entwickeln, das sich von dem ihrer angestellten Kolleg*innen unterscheidet, etwa durch eine andere berufliche Sozialisation oder durch parallele Tätigkeiten außerhalb des Journalismus (Koch et al. 2012).

Vor dem Hintergrund der Entwicklung hin zu mehr Freiberuflichkeit im Journalismus lohnt sich ein genauer Blick auf diese Gruppe – und darauf, wie sie sich im Verlauf der letzten Jahre gewandelt hat. Der vorliegende Beitrag strebt mithin eine Bestandsaufnahme darüber an, wer die freien Journalist*innen sind, wo sie arbeiten und wie sie ihre Rolle im Journalismus wahrnehmen:

FF1: *Wer ist der „typische" Freie in Deutschland?*

FF2: *In welchen Bereichen und Positionen sind freie Journalist*innen tätig?*

FF3: *Welches Rollenverständnis leitet ihre journalistischen Tätigkeiten an?*

1. Methodische Vorgehensweise

Die Daten zu freien Journalist*innen sind der zweiten Welle der international-kollaborativen *Worlds of Journalism Study*[2] entnommen. Das Projekt wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert. Die standardisierte Befragung umfasst insgesamt 775 Interviews mit festangestellten und freien Journalist*innen in Deutschland. Diese wurden mittels einer zweistufigen Zufallsauswahl bestimmt und zwischen November 2014 und August 2015 befragt.

Für die Erhebung war die Bestimmung der Journalist*innen-Zahlen von zentraler Bedeutung. Berücksichtigung fanden lediglich *professionelle Journalist*innen*. Diese sind definiert als Personen, die vorwiegend mit journalistischen Aufgaben betraut sind, basierend auf professionellen Normen, Werten und Regeln agieren sowie zum Zeitpunkt der Befragung hauptberuflich im Journalismus tätig waren (und somit mindestens 50 Prozent ihres Einkommens durch die Ausübung journalistischer Tätigkeiten beziehen). Dies kann sowohl freiberuflich als auch in einem festen Anstellungsverhältnis geschehen. Während festangestellte Journalist*innen durch die Einbindung in den Redaktionsablauf als Arbeitnehmer*innen einzustufen sind, versteht der DJV (2017) Freie als „selbstständige Journalisten", „die ihre Texte oder Bilder wie Unternehmer vermarkten". *Feste* freie Journalist*innen arbeiten dagegen „nicht als Tagelöhner", sondern unterliegen einem „Vertrag mit monatlicher Pauschale und Kündigungsfristen" (ebd.). Ähnlich lose sind Regelungen hinsichtlich *Pauschalisten*, bei denen die Bezahlung nach einem „monatlichen Festbetrag garantiert" wird (ebd.).

Um uns der Population an Journalist*innen in Deutschland anzunähern, wurde zunächst die deutsche Medienlandschaft eingehend studiert und die Grundgesamtheit an *redaktionellen Einheiten* bestimmt. Als solche gelten jene, die journalistische Inhalte präsentieren, redaktionell eigenständig agieren und den Funktionen journalistischer Kommunikation genügen, wie z.B. der Aktualität. Um uns der Anzahl redaktioneller Einheiten anzunähern, wurden zunächst Medienangebote[3] unter genaue Betrachtung gestellt. Diese wurden in Listen zusammengetragen, aus denen anteilsmäßig pro Mediengattung jede n-te Einheit zufällig gezogen wurde. Berücksichtigt wurden redaktionelle Einheiten der Gattungen *Zeitung*, *Publikumszeitschrift*, *Anzeigenblatt*, sowie privates und öffentlich-rechtliches *Fernsehen* und *Radio*, *Online-Medien* (differenziert in eigenständige Online-Medien und Online-Ableger traditioneller Medien) sowie *Nachrichtenagenturen bzw. Mediendienste*.

Im nächsten Schritt wurde die Grundgesamtheit der *Journalist*innen* geschätzt. Auf Basis unserer Recherchen sowie in Abgleich mit der zweiten *Journalismus in Deutschland*-Studie von Weischenberg et al. (2006: 36f.), gehen wir von einer qualifizierten Schätzung der Grundgesamtheit von 41.250 hauptberuflichen Journalist*innen in Deutschland aus, einschließlich 9.600 freier Journalist*innen.[4]

Im nächsten Schritt wurde eine einfache Zufallsstichprobe an Journalist*innen aus den zuvor gezogenen Medienangeboten ermittelt (unabhängig von Alter, Geschlecht oder Position). Im Hinblick auf die Freien zeigte sich bei der Recherche, dass diese zum Teil durchaus von einzelnen Medienhäusern bzw. -angeboten explizit auf deren Homepage bzw. im Impressum ausgewiesen werden. Medien, die keinerlei Angaben zu freien journalistischen Mitarbeiter*innen öffentlich zur Verfügung stellten, wurden telefonisch kontaktiert. Dabei zeigten sich einige Organisationen durchaus auskunftsbereit, während andere aufgrund datenschutzrechtlicher Bedenken nicht kooperiert haben. Daher wurden ergänzend Kontakte aus Datenbanken herangezogen (z.B. Zimpel) und vor der Erhebung entsprechend geprüft.

Die Datenerhebung erfolgte mittels Online- und Telefonbefragung. Dabei wurden insgesamt 775 verwertbare Interviews generiert (kombinierte Rücklaufquote 35%). Freiberufler sind in der

Gesamtstichprobe leicht unterrepräsentiert. Aufgrund des schwierigen Zugangs konnten lediglich knapp unter 20,0 statt angestrebter 30,0 Prozent realisiert werden.

Die nachfolgende Auswertung basiert auf den erhobenen Daten von hauptberuflichen freien Journalist*innen (n=137). Ziel ist es, einen tieferen Einblick in diese noch immer unterforschte Gruppe zu geben. Deren Einbettung in die Gesamtstudie findet sich bei Steindl et al. (2017). Bei der Bewertung der Ergebnisse des vorliegenden Aufsatzes werden die Daten der freien Journalist*innen jenen der Festangestellten gegenübergestellt sowie im Zeitvergleich diskutiert.

2. Ergebnisse

2.1 Freie in Deutschland: männlich, Akademiker, geringer Verdienst

Die befragten Freien waren zwischen 23 und 71 Jahren alt (MW=45,31; SD=10,58). Das Durchschnittsalter liegt unter dem früherer Vergleichsstudien (Meyen/Springer 2009: 60). Der typische Freiberufler ist überwiegend männlich (58,5%), steht politisch eher links der Mitte (MW=3,68; SD=1,23; Skala von „0"=links bis „10"=rechts) und verfügt im Mittel über 18,08 Jahre Berufserfahrung (SD=10,21). Der Frauenanteil von 41,5 Prozent entspricht etwa der Geschlechterverteilung der Festanstellten (39,8%) und ist nach einem Anstieg von 35,4 Prozent im Jahr 1998 (Grass 1998: 6) auf 45,1 Prozent im Jahr 2005 (Weischenberg et al. 2006: 47) wieder leicht abgesunken.

Freiberufler (82,0%) weisen zudem einen höheren Akademisierungsgrad auf als ihre festangestellten Kolleg*innen (74,1%), was auf eine kontinuierliche Bedeutungszunahme akademischer Abschlüsse hindeutet: Während 1998 rund 51 Prozent der freien Journalist*innen über einen Studienabschluss verfügten (Grass 1998: 7), waren es im Jahr 2008 bereits zirka 63 Prozent (DJV 2009: 19). Dies ist ein Trend, der auch in der aktuellsten Studie des DJV (2014: 4) bestätigt werden konnte, wo 75 Prozent angegeben haben, einen Hochschulabschluss zu besitzen. Dabei zeigt sich jedoch ein Geschlechterunterschied hinsichtlich der Ausbildung der Freien: So verfügen 90,9 Prozent der interviewten Frauen, aber nur 75,6 Prozent der Männer, über einen Hochschulabschluss. Darüber hinaus gaben unter den Interviewpartner*innen mit Hochschulabschluss (n=121) 38,8 Prozent an, sich auf *Journalismus bzw. ein anderes Fach im Bereich Kommunikation* (bzw. auch auf beides) spezialisiert zu haben. Auch dahingehend zeigt sich ein Geschlechterunterschied: Der Anteil der freien Journalisten liegt um knapp neun Prozentpunkte über dem ihrer weiblichen Kollegen.

Frühere Studien haben gezeigt, dass freie Journalist*innen mit ihrer Vergütung unzufrieden sind (Buckow 2011: 66ff.; Meyen/Springer 2009: 87ff.). Daran dürfte sich nach Lage der aktuellen Daten nicht viel geändert haben. Während 27,9 Prozent der freiberuflichen Journalist*innen unter 1.800 Euro monatlich verdienen, liegt der Anteil der Geringverdiener unter den Festangestellten bei lediglich 15,0 Prozent (n=599). Einen ähnlichen Unterschied konnten Weischenberg et al. (2006) bereits vor rund zehn Jahren feststellen. Zudem ist der Anteil an Freien mit einem Einkommen von unter 1.800 Euro in Lokalmedien (52,1%) höher als in regionalen (14,9%) bzw. nationalen (20,0%)

Medien. Darüber hinaus finden sich im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen (23,3%) unter den freien Journalistinnen schließlich mehr Geringverdiener (35,4%).

2.2 Journalistischer Alltag: Nebenbeschäftigung nimmt zu

Von den 137 freien Journalist*innen ist nur ein geringer Teil als Pauschalist*in tätig. Ausgewogen ist dagegen das Verhältnis zwischen freien Journalist*innen und festen Freien (Tabelle 1). Der Großteil der Freien ist als Journalist ohne Leitungsfunktion tätig (88,9%), während immerhin 7,4 Prozent eine Teilleitungsrolle, aber nur 3,7 Prozent eine Leitungsfunktion innehaben. Zudem bestätigen die Daten einen Trend, den andere Studien bereits aufzeigen konnten (DJV 2009: 24; Meyen/Springer 2009: 80): Freie Journalist*innen sind vorwiegend in den Gattungen Rundfunk, Zeitschriften und Online tätig, wie Tabelle 2 zu entnehmen ist.

Tabelle 1: *Anstellungsverhältnis*

	Freie gesamt (Prozent, n=137)	Männliche Freie (Prozent, n=79)	Weibliche Freie (Prozent, n=56)
Freie Journalisten	45,3	48,1	41,1
Feste Freie	46,0	41,8	51,8
Pauschalisten	8,8	10,1	7,1

[dkpdf-pagebreak]

Tabelle 2: *Mediengattung*

	Freie gesamt (Prozent; n=137)	Männliche Freie (Prozent, n=79)	Weibliche Freie (Prozent, n=56)
Print			
Tageszeitung	19,7	21,5	17,9
Sonntags- und Wochenzeitung	10,2	11,4	7,1
Zeitschrift	31,4	30,4	33,9

Anzeigenblatt	11,7	13,9	7,1
Rundfunk			
Fernsehen	23,4	22,8	25,0
Radio	35,8	35,4	37,5
Nachrichtenagentur und Mediendienst	9,5	13,9	3,6
Online			
Selbstständige Online-Medien	12,4	12,7	10,7
Online-Ableger	27,7	30,4	25,0
Gesamt	181,8	192,4	167,9

Frage: *Für welchen Typ Medien sind Sie tätig?* (Mehrfachantworten möglich)

Freie Journalist*innen arbeiten oft für mehrere Medien gleichzeitig (Grass 1998: 9; Meyen/Springer 2009: 78ff.; Weischenberg et al. 2006: 39ff.), was unsere Daten ebenfalls bestätigen: Während 24,8 Prozent der Befragten für eine und 21,2 Prozent für zwei Redaktionen tätig waren, arbeitete der Großteil für mehr als zwei Redaktionen (54,0%). Im Hinblick auf die Medienangebote, bei deren Erstellung die Freien beteiligt sind, beliefern 18,3 Prozent ein, weitere 27,5 Prozent zwei und die übrigen 54,2 Prozent mehr als zwei Medienangebote. Außerdem gehen insgesamt 32,6 Prozent der hauptberuflichen Freien einer bezahlten Nebentätigkeit außerhalb des Journalismus nach. Dies stellt eine Zunahme der außerjournalistischen Nebenbeschäftigung unter freien Journalist*innen um mehr als sechs Prozentpunkte während der vergangenen 20 Jahre dar (Grass 1998: 23).

In der journalistischen Arbeit sind Freie zum Großteil mit speziellen Themen oder Ressorts betraut (61,3%) und weisen damit einen minimal höheren Grad an Spezialisierung auf als Festangestellte (59,6%). Letztere sind im Vergleich weniger auf die Themen Politik (14,3%), Wirtschaft (7,6%) sowie Kunst und Kultur (11,1%) ausgerichtet als ihre freien Kolleg*innen (Tabelle 3), was bisherige Untersuchungsergebnisse bestätigt (Meyen/Springer 2009: 78ff.).

Tabelle 3: *Ressortzugehörigkeit*

	Freie gesamt (Prozent, n=84)	Männliche Freie (Prozent, n=48)	Weibliche Freie (Prozent, n=35)
Politik	23,9	29,2	17,3
Kunst, Kultur und Feuilleton	14,3	14,6	14,3
Wirtschaft	14,3	16,7	8,6
Service und Lifestyle	13,1	8,3	20,0
Lokales und Regionales	8,3	4,2	14,3
Sport	6,0	10,4	0,0
Bildung und Wissenschaft	3,6	2,1	5,7
Unterhaltung	3,6	6,3	0,0
Gesundheit	3,6	0,0	8,6
Kirche und Religion	1,2	2,1	0,0
Sonstiges	8,3	6,3	11,4
Gesamt	100,0	100,0	100,0

Frage: *In welchem Ressort bzw. Themenfeld sind Sie normalerweise tätig?*
(offene Antwortmöglichkeit)

Wie Meyen und Springer (2009: 149ff.) ebenfalls berichten, verfügen freie Journalist*innen über mehr Freiraum in ihrer journalistischen Tätigkeit. Auch unsere Daten zeigen, dass 68,1 Prozent der freien Journalist*innen viel bzw. volle Autonomie im Hinblick auf *Entscheidungen über die Auswahl von Geschichten* sowie 72,6 Prozent hinsichtlich der Entscheidungen, welche *Aspekte in einer Geschichte betont werden sollen*, empfinden. Interessanterweise zeigt sich im Vergleich zu den Festangestellten, dass diese sowohl bei der Auswahl (75,3%) als auch bei der Darstellung (83,9%) um jeweils knapp zehn Prozentpunkte mehr Autonomie verspüren.

2.3 Berufliches Selbstverständnis: Vermittlerrolle dominiert

Beim beruflichen Selbstverständnis der freien Journalist*innen zeigt sich, dass die neutrale Vermittlerrolle von zentraler Bedeutung ist. Die Aspekte *Dinge so berichten, wie sie sind*, *das aktuelle Geschehen einordnen und analysieren* sowie *ein unparteiischer Beobachter sein*, finden die größte Zustimmung (Tabelle 4). Für Festangestellte ist die neutrale Vermittlerrolle im Vergleich zu den Freien sogar von noch größerer Relevanz (*ein unparteiischer Beobachter sein*: 82,8%; *Dinge so berichten, wie sie sind*: 91,6%).

Die Bedeutung der Vermittlerrolle für Freie bestätigen auch Meyen und Springer (2009: 97): Das *Erklären und Vermitteln komplexer Sachverhalte* (91%) sowie *das möglichst neutrale und präzise Informieren des Publikums* (90%) erhielt 2009 die höchste Zustimmung, gleichwohl legen unsere Daten nahe (Tabelle 4), dass diese Aspekte für Freie in den letzten Jahren an Bedeutung verloren haben dürften.

Dies trifft auch auf die Unterhaltungs- und Ratgeberrolle zu, wo 2009 der Wunsch, „das Publikum zu unterhalten", noch auf über die Hälfte der Befragten zutraf (57%) (Meyen/Springer 2009: 97). Größere Unterschiede zeigen sich hier zwischen freien und festen Journalist*innen: Während *Inhalte anbieten, die ein möglichst großes Publikum anziehen* (77,4%), *Rat, Orientierung und Hilfestellung für den Alltag bieten* (68,0%) und *Unterhaltung und Entspannung bieten* (54,9%) von Festangestellten als durchaus wichtig erachtet werden, ist besonders letzteres nur für rund ein Drittel der freien Journalist*innen von Bedeutung (Tabelle 4). Dieser Befund ist durchaus beachtlich, bedenkt man, dass sich die Relevanz der Unterhaltungs- und Ratgeberrolle in der Wahrnehmung deutscher Journalist*innen insgesamt seit 1993 durchweg erhöht hat (Steindl et al. 2017; Weischenberg et al. 2006: 110ff.).

Tabelle 4: *Rollenwahrnehmung*

	n	**„extrem" und „sehr wichtig"** (Prozent)	**MW**	**SD**
Dinge so zu berichten, wie sie sind	134	86,6	4,43	0,85
Aktuelles Geschehen einordnen und analysieren	136	83,1	4,26	0,94
Ein unparteiischer Beobachter sein	137	81,0	4,23	0,95
Toleranz und kulturelle Vielfalt fördern	136	65,5	3,75	1,17
Das Publikum bilden	136	58,8	3,68	1,09

Als Erzähler die Welt in Geschichten vermitteln	136	58,8	3,55	1,17
Rat, Orientierung und Hilfestellung für den Alltag bieten	134	56,7	3,57	1,09
Inhalte anbieten, die ein möglichst großes Publikum anziehen	135	55,6	3,54	1,06
Informationen vermitteln, die Menschen zu politischen Entscheidungen befähigen	137	54,0	3,40	1,33
Menschen zur Teilhabe am politischen Geschehen motivieren	137	45,9	3,21	1,34
Für sozialen Wandel eintreten	131	39,7	3,10	1,18
Den Menschen die Möglichkeit geben, ihre Ansichten zu artikulieren	136	37,5	3,07	1,20
Unterhaltung und Entspannung bieten	136	35,3	3,54	1,06
Die Wirtschaft kontrollieren	134	32,9	2,83	1,39
Die Regierung kontrollieren	134	32,1	2,84	1,35
Die öffentliche Meinung beeinflussen	135	25,9	2,81	1,12
Ein Gegengewicht zur Regierung bilden	132	22,0	2,37	1,26
Nationale Entwicklung unterstützen	133	15,0	1,25	0,54
Die politische Tagesordnung bestimmen	134	12,7	2,24	1,11
Ein positives Bild der Regierung vermitteln	135	0,7	1,25	0,54
Regierungspolitik unterstützen	135	0,0	1,35	0,60

Frage: *Bitte sagen Sie mir, wie wichtig die folgenden Dinge in Ihrer Arbeit sind. 5 meint, dass sie für Sie extrem wichtig sind, 4 bedeutet sehr wichtig, 3 meint teilweise wichtig, 2 weniger wichtig und 1 meint unwichtig.*

Auch bei der Kritik- und Kontrollfunktion zeigen sich Unterschiede: *Die Regierung* (37,2%) und *die Wirtschaft kontrollieren* (34,6%), ebenso wie *Menschen die Möglichkeit geben, ihre Ansichten zu artikulieren* (48,9%) sind für Festangestellte von größerer Bedeutung. Dagegen sind die Rollenaspekte *die politische Tagesordnung bestimmen* (9,2%) sowie *für sozialen Wandel eintreten* (27,3%) eher für Freiberufliche von Relevanz (Tabelle 4).

3. Fazit: *Black Box* revisited

Ein erneuter Blick in die *Black Box* gibt zahlreiche Einblicke in die Berufsgruppe freier Journalist*innen. Sie sind, wie ihre Kolleg*innen in Festanstellung, zunehmend hoch gebildet, politisch eher links orientiert und halten große Stücke auf die Rolle des klassischen Informationsjournalismus. Zumindest im Hinblick auf die hauptberuflichen Freien relativieren diese Befunde damit die Befürchtungen einer Deprofessionalisierung im und Entgrenzung des Journalismus. Künftige Studien sollten aber auch den über 100.000 nebenberuflichen Freien und Hobby-Journalist*innen vermehrt Aufmerksamkeit schenken. Das Feld verlangt nach Studien, die sich mit der Perspektive von haupt- und nebenberuflichen Freien auseinandersetzen und fragen, aus welchen Gründen der Status der Freiberuflichkeit gewählt (oder vielleicht sogar oktroyiert) wurde, wie sich diese Situation auf deren Arbeitsrealität und Leben auswirkt, und inwiefern sich beide, vor allem in ihrem beruflichen Selbstverständnis, unterscheiden.

Ein Unterschied zu festangestellten Journalist*innen zeigt sich in der als etwas geringer wahrgenommenen Autonomie. Dies könnte dem Umstand geschuldet sein, dass sich die Freien den Bedürfnissen der Auftraggeber anpassen müssen. Denn um Geld zu verdienen, müssen die Medienhäuser als Käufer ihrer journalistischen Produkte befriedigt werden.

Dass freie Journalist*innen meist für mehrere Redaktionen und Medienangebote gleichzeitig tätig sind, überrascht nicht. Interessant ist hingegen, dass die Anzahl der Freien zugenommen hat, die neben ihrer journalistischen Arbeit mit Nebenjobs auch anderweitig Geld verdienen. Zusammen mit überschaubaren Netto-Gehältern, die sie im Journalismus erzielen, wirft dies erneut die Frage einer zunehmenden Präkarisierung im Journalismus auf (Gollmitzer 2011).

Einerseits sind freie Journalist*innen also längst nicht mehr aus der Medienbranche wegzudenken (Buckow 2011). Andererseits besteht gerade auch deshalb ein erhöhter Forschungsbedarf im Bereich der Freiberuflichkeit. Denn trotz vermehrter Forschungsbestrebungen zeigen sich auch nach wie vor enorme Defizite. Dahingehend sehen wir einen erhöhten Bedarf an weiterführenden Studien zu den Anstellungsverhältnissen von Journalist*innen im Allgemeinen und von Freien im Speziellen.

Über die Autoren

Nina Steindl, Mag. M.A., Jg. 1985, Ludwig-Maximilians-Universität München. Nina Steindl ist

wissenschaftliche Mitarbeiterin und arbeitet an Themen der Journalismusforschung und politischen Kommunikation. E-Mail an die Autorin

Corinna Lauerer, M.A., Jg. 1987, Ludwig-Maximilians-Universität München. Corinna Lauerer ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und arbeitet an Themen der Journalismusforschung und Medienökonomie. E-Mail an den Autor

Thomas Hanitzsch, Prof. Dr., Jg. 1969, Ludwig-Maximilians-Universität München. Thomas Hanitzsch ist Professor für Kommunikationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Journalismusforschung. E-Mail an den Autor

Literatur

Buckow, Isabelle (2011): Freie Journalisten und ihre berufliche Identität. Eine Umfrage unter den Mitgliedern des Journalistenverbands Freischreiber. Wiesbaden: VS Verlag.

Bundesagentur für Arbeit (2017): Berichte: Blickpunkt Arbeitsmarkt Juli 2017. Akademikerinnen und Akademiker. https://statistik.arbeitsagentur.de/Statischer-Content/Arbeitsmarktberichte/Akademiker/generische-Publikationen/Broschuere-Akademiker.pdf, S. 1-136

Bundesagentur für Arbeit (2010): Klassifikation der Berufe 2010. Band 2: Definitorischer und beschreibender Teil. https://statistik.arbeitsagentur.de/Statischer-Content/Grundlagen/Klassifikation-der-Berufe/KldB2010/Printausgabe-KldB-2010/Generische-Publikationen/KldB2010-Printversion-Band2.pdf, abgerufen am 09.08.2017.

Bunjes, Miriam (2008): Die unbekannten Medienmacher. Über freie Journalisten liegen kaum Daten vor. In: Journalistik Journal, 31.03.2008. http://journalistik-journal.lookingintomedia.com/?p=110, abgerufen am 06.06.2017.

Deutscher Journalisten-Verband (DJV) (2014): DJV-Umfrage Freie Journalisten 2014. https://www.djv.de/fileadmin/user_upload/Freiendateien/Freie-Hintergrund/Zwischenbericht-Umfrage-Freie-2014.pdf, S. 1-13

Deutscher Journalisten-Verband (DJV) (2009): Arbeitsbedingungen Freier Journalisten. Bericht zu einer Umfrage unter freien Journalisten. https://www.djv.de/fileadmin/user_upload/Freiendateien/DJV-Freienumfrage2008.pdf, S. 1-108.

Deutscher Journalisten-Verband (DJV): Fragen und Antworten. Allgemeines. https://www.djv.de/startseite/info/themen-wissen/fragen-antworten-djv-lexikon.html, abgerufen am 06.06.2017.

Freischreiber: Die Zukunft ist frei.
https://www.freischreiber.de/positionen/zukunft-des-freien-journalismus/, abgerufen am 08.06.2017.

Gollmitzer, Mirjam (2014): Precariously employed watchdogs? Perceptions of working conditions among freelancers and interns. In: Journalism Practice, 2014, DOI: 10.1080/17512786.2014.882061.

Grass, Bernd (1998): Arbeitsbedingungen Freier Journalisten. Bericht zu einer Umfrage unter Mitgliedern des DJV.
https://www.djv.de/fileadmin/_migrated_uploads/media/DJV-Umfrage_1998_Freie_Journalisten.pdf, S. 1-40

Koch, Thomas/ Fröhlich, Romy/ Obermaier, Magdalena (2012): Tanz auf zwei Hochzeiten. Rollenkonflikte freier Journalisten mit Nebentätigkeiten im PR-Bereich. In: Medien- & Kommunikationswissenschaft, 60(4), 2012, S. 520-535.

Meyen, Michael/ Springer, Nina (2009): Freie Journalisten in Deutschland. Konstanz: UVK.

Pöttker, Horst (2008): Blackbox freier Journalismus. In: Journalistik Journal, 31.03.2008.
http://journalistik-journal.lookingintomedia.com/?p=117, abgerufen am 06.06.2017.

Steindl, Nina/ Lauerer, Corinna/ Hanitzsch, Thomas: Journalismus in Deutschland. Aktuelle Befunde zu Kontinuität und Wandel im deutschen Journalismus. In: Publizistik, zur Publikation angenommen.

Weischenberg, Siegfried/ Malik, Maya/ Scholl, Armin (2006): Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland. Konstanz: UVK.

Fußnoten

[1] Da Journalismus ein offener Beruf ist, kann die Zahl freier Journalist*innen in Deutschland lediglich geschätzt werden. Dies liegt unter anderem an der Definitionsproblematik, die nicht nur die Freiberuflichkeit betrifft, sondern den Journalismus insgesamt. So versteht beispielsweise die Bundesagentur für Arbeit (2010) auch Personen als Redakteur*innen, die nicht überwiegend mit journalistischen Aufgaben betraut sind, sondern z.B. an fiktionalen Erzählungen arbeiten oder als technische Redakteur*innen und Redaktionsassistent*innen angestellt sind. Nicht verwunderlich ist daher, dass sich die Zahlen zum Teil enorm unterscheiden. So geht die Bundesagentur für Arbeit (2017: 120) aktuell von rund 200.000 Personen „in publizistischen Berufen" aus. Betrachtet man jedoch lediglich jene, die hauptberuflich mit journalistischen Tätigkeiten betraut sind, so kann man aktuell von rund 41.250 Journalist*innen in Deutschland sprechen (Steindl et al. 2017).

[2] Der englischsprachige Fragebogen sowie erste deskriptive Ergebnisse von Deutschland im internationalen Vergleich können auf der Projekthomepage unter http://www.worldsofjournalism.org/ eingesehen werden.

[3] Die Medienangebote mussten – neben den oben genannten Kriterien – und je nach Mediengattung über eine entsprechende Periodizität, Mindestreichweite und Redaktionsgröße verfügen. Zur Ermittlung der Grundgesamtheit wurde auf verschiedenste Quellen zurückgegriffen (z.B. auf Informationen der Journalistenverbände, Jahresberichte, Webseiten von Medienhäusern oder Verzeichnisse und Datenbanken). Nicht-journalistische Medien, wie z.B. Musiksender, Laien- oder Verbandsmedien, wurden vorab ausgeschlossen. Detailliertere Informationen zur Vorgehensweise finden sich auch bei Steindl et al. (2017).

[4] Da die Studie nur an hauptberuflichen Journalist*innen interessiert war, reduziert sich die eingangs genannte Zahl freier Journalist*innen auf rund 9.600. Nebenberufliche Journalist*innen wurden in der Studie nicht berücksichtigt.

Warum die Berichterstattung über Europa so langweilig ist

von Friederike Herrmann

Abstract: Für die Lustlosigkeit vieler Bürgerinnen und Bürger, an europäischen Wahlen teilzunehmen, machen Wissenschaftler nicht nur Politiker und desinteressierte Bürger verantwortlich, sondern auch die Medien. Es fehlt ein neues Narrativ für Europa. [1]

„Das Staunen darüber, daß die Dinge, die wir erleben, im zwanzigsten Jahrhundert ‚noch' möglich sind, ist kein philosophisches. Es steht nicht am Anfang einer Erkenntnis, es sei denn der, daß die Vorstellung von Geschichte, aus der es stammt, nicht zu halten ist." (Benjamin 1940/1974, These VIII)

Der Ruf nach einem neuen Narrativ für Europa begleitet seit Jahren die Debatten um die Europäische Union. Sogar ein eigenes Projekt der EU-Kommission wurde zu diesem Zweck ins Leben gerufen[2]: Die Idee Europa soll dadurch für die Bürgerinnen und Bürger lebendiger werden. Ein Narrativ setzt Menschen und Ereignisse in Beziehung, es transportiert Emotionen. Im Wunsch nach einem neuen Narrativ steckt das Bedürfnis, Europa stärker emotional zu besetzen. Denn Europa hat ein Kommunikationsproblem.

Das spiegelt sich auch in den Medien. Der alltägliche Journalismus zu Europathemen ist vor allem eins: langweilig. Das Image der EU, ein bürokratisches Monster zu sein, setzt sich in der Berichterstattung fort. Sie scheint unterwandert von der Regelungswut, die angeblich sogar der Gurke ihre Krümmung vorschreiben will, sie handelt von Eurokraten in Brüssel. Das Publikum meidet denn auch Berichte über europäische Politik. Die Fernsehzuschauer schalten ab, die Zeitungsleser blättern weiter. Kein Wunder, dass auch die Redaktionen andere Themen bevorzugen, man bringt lieber Nachrichten aus dem Inland und den großen Städten der Welt (Fengler/Vestring 2009: 74). Allenfalls Skandale und Krisen, der Brexit oder Griechenland, erreichen eine stärkere Medienpräsenz. Die tatsächliche Arbeit in Brüssel aber behandeln die Redaktionen „stiefmütterlich" (ebd.). Und wenn berichtet wird, dann liegt der Fokus auf dem nationalen Kontext. Womit, so der Vorwurf, die Medien zur Re-Nationalisierung Europas beitragen (Hepp et al. 2012: 9).

Der Journalismus versagt beim Thema Europa. Für die Lustlosigkeit vieler Bürgerinnen und Bürger, an europäischen Wahlen teilzunehmen, machen Wissenschaftler nicht nur Politiker und desinteressierte Bürger verantwortlich, sondern auch die Medien (Brettschneider/Rettich 2005: 137;

Gerhards 2002).

Natürlich gibt es viele Gründe, die Europa zu einem wenig attraktiven Thema machen: Begonnen hat es als Wirtschaftsunion, und ökonomische Zusammenhänge sind nun mal häufig spröde. Es fehlen die mitreißenden Persönlichkeiten in der Politik, die Bürgerinnen und Bürger haben nur begrenzte Möglichkeiten der Partizipation.

Aber womöglich sind dies eher Symptome eines grundlegenden Mangels als deren Ursachen. Und Brüssel ist mehr als Bürokratie. In Brüssel werden höchst wichtige Entscheidungen getroffen, die in unser aller Alltag hineinreichen, Entscheidungen über Wirtschaft, Arbeitsmarkt und Flüchtlingspolitik. Relevante Themen, über die man interessant berichten kann.

Warum also wirkt die Berichterstattung zum Thema Europa dennoch so langweilig?

Immer wieder gab und gibt es Versuche, die Idee Europa emotional zu beleben, die Demonstrationen „Pulse of Europe“ sind das jüngste Beispiel. Ein großartiges Projekt, bei dem man gerne mitmacht. Aber wie weit reicht die Begeisterung? Wen erreicht sie? Bleibt Europa nicht vor allem eine äußerst vernünftige Idee, der alle aufgeklärten Bürger zustimmen? Vernunft ist nicht sexy, Vernunft weckt keine Leidenschaft. Die Gefühle bleiben lau, das Thema zäh.

Langeweile, sagen die Psychoanalytiker, entsteht aus Abwehr. Wenn bestimmte Aspekte eines Themas ausgeklammert werden sollen, man etwas vermeiden will, wird die emotionale Besetzung entzogen. Dies erzeugt Langeweile. Es lohnt also, der Frage nachzugehen, was beim Thema Europa ausgeklammert bleibt.

Ein neues Narrativ zu Europa wird auch deshalb gefordert, weil das alte Narrativ von der Gemeinschaft des Friedens die junge Generation nicht mehr erreiche, wie viele meinen. Für die Jungen sei der Frieden selbstverständlich, Faschismus und Krieg seien ferne Vergangenheit. Aber die Abkehr von Europa ist keineswegs vor allem ein Problem der Jungen – ganz im Gegenteil. Es waren die älteren Wähler, die Großbritannien den Brexit beschert haben. Und das Narrativ vom europäischen Frieden hat auch früher schon die Massen nicht vollauf begeistert. Es war eher eine Sache der Vernunft als der Leidenschaft. Bei den Friedensdemonstrationen, die in den siebziger und achtziger Jahren Tausende auf die Straße brachten, spielte es keine Rolle.

Auf das erste große Narrativ Europas – die Einheit als Garant des Friedens – folgte mit dem europäischen Binnenmarkt das Narrativ des wachsenden Wohlstandes für alle. „Europa“, so sagte mit knarzender Stimme Hans-Dietrich Genscher, „Europa ist unsere Zukunft. Wir haben keine andere“ (Genscher 2003). In der Aussage klingt zunächst Pathos mit, was untypisch für Europa ist. Aber nach dem ersten Satz stürzt das Bekenntnis ab und landet im Ungefähren. Eine Vision ist mit dieser Zukunft nicht verbunden. Stattdessen folgt eine Negation: Ohne die Gemeinschaft geht es nicht, wenn man in einer globalisierten Welt Stärke zeigen will. Europa ist alternativlos, würde man heute vielleicht sagen. Wie ein Medikament, das man einnehmen muss, egal ob es schmeckt.

Ein drittes Narrativ hat die EU seit ihrer Gründung begleitet. Dieses Narrativ drückt sich in einem

Begriff aus, der immer wieder zitiert wurde: Den Vereinigten Staaten von Europa. Darin steckt der Versuch, durch die Einheit Europas den USA einen starken Partner entgegenzusetzen, ein Pendant zu schaffen. Dank Donald Trump erfuhr dieses Narrativ in den vergangen Monaten Auftrieb und verdichtete sich in Angela Merkels Truderinger Rede mit der Forderung, dass „wir Europäer unser Schicksal wirklich in die eigene Hand nehmen [müssen]". Es klang ein bisschen so, als müsse ein pubertierendes Kind nun endlich erwachsen werden. Joschka Fischer feierte diese Rede in einem Gastbeitrag für die Süddeutsche Zeitung als Ansatz zur Stärkung Europas und forderte den Mut zu einer deutsch-französischen Führung für Europa (SZ, 9. Juni 2017, S. 2).

Nur mit einer Doppelspitze gilt eine solche Führung als möglich. Deutschland allein kann diese Rolle nicht übernehmen, zu groß ist die Sorge vor einem zu mächtigen Deutschland, das die Eurozone beherrscht (Miskimmon 2015). In dieser Sorge scheint etwas auf, das in den Narrativen zu Europa nicht vorkommt: Die Spuren der Vergangenheit, die sichtbar werden, wenn Angela Merkel von griechischen Demonstranten als Hitler dargestellt wird.

Wer in den Jahrzehnten nach dem Krieg nach Frankreich reiste, konnte erleben, dass zunächst freundliche Menschen sich radikal und zornig abwandten, wenn sie erfuhren, dass man aus Deutschland kam. Zu schmerzhaft die Erinnerungen an die Gräueltaten der Nationalsozialisten. Der Ausgangspunkt Europas waren Faschismus, Krieg und erbitterte Feindschaft zwischen den Völkern. Das hat Wunden hinterlassen, die bis heute nachwirken.

In den Narrativen zur EU kommt dies nicht vor. Sie streifen die Vergangenheit allenfalls ganz allgemein als Zeit des Unfriedens und richten sich auf Zukunft und Neuanfang. Auch die EU hat ihre Stunde Null. Die Frage nach Schuld und Verantwortung wurde nicht gestellt. Eine wirkliche Auseinandersetzung damit, wie die Geschichte in einem geeinten Europa weiterwirkt, hat es nie gegeben. Europa ist unsere Zukunft, aber es hat keine Vergangenheit.

Narrative haben üblicherweise eine dreifache Zeitdimension. Sie benennen Themen oder Probleme der Gegenwart, erklären deren Entstehen in der Vergangenheit und machen Aussagen über die Erwartungen für die Zukunft (vgl. Herrmann 2017). So können sie Identität schaffen, als Voraussetzung einer Gemeinschaft. Bei den Narrativen über Europa klafft hier eine Lücke: Es fehlt die Auseinandersetzung mit einer Geschichte, die Europa und der EU noch in den Knochen steckt. Die Einheit wurde ausgerufen, ohne den Grund zu untersuchen, auf dem Europa stehen soll.

Sozialpsychologisch erfordert diese Abwehr einer Auseinandersetzung mit Schuld und Verantwortung den Abzug von Gefühlen. Das ist es, was die Idee Europa so leblos erscheinen lässt und die journalistischen Beiträge darüber so langweilig. Die EU richtet den Blick nach vorn. Sie ist damit auch im Fortschrittsglauben gefangen.

Diese Orientierung an der Zukunft, die Idee der Erlösung durch ein geeintes Europa, erinnert an Walter Benjamins Kritik am messianischen Geschichtsbegriff des historischen Materialismus, wie er ihn im berühmten Bild vom Engel der Geschichte beschrieben hat. Der Engel sieht die Trümmer der Vergangenheit und will „das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese

her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß er sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm." (Benjamin 1940/1974, IX. These).

Die Narrative Europas fokussieren den Fortschritt. Die Frage nach den Ursachen der Probleme bleibt offen: Warum haben die Europäer ihr Schicksal scheinbar nicht in die eigene Hand genommen? Warum konnten sie so wenig Verantwortung übernehmen? Warum zünden die Zukunftsvisionen für Europa nicht so gut wie der amerikanische Traum? Und warum verkommt die Gemeinschaft des Friedens im nationalen Egoismus? Im gegenwärtigen Europa suchen die Staaten nicht die Gemeinschaft, sondern ihren eigenen Vorteil, das wirtschaftliche Gefälle ist groß, die Jugendarbeitslosigkeit erschreckend, die Flüchtlingspolitik verfehlt und extrem ungerecht. Sie wird der Rolle Europas in einer globalisierten Welt in keiner Weise gerecht. Das hat Ursachen in der Vergangenheit. Man kann dies nicht durch ein neues Narrativ heilen. So wenig, wie man Narrative zur Einheit Europas erfinden kann. Sie müssen *gefunden* werden und in den Erfahrungen der Menschen verankert sein (Miskimmon/O'Loughlin/Roselle 2013: 5). Dafür brauchte es den Blick zurück.

Das wäre eine Aufgabe, für die ein kritischer Journalismus den Anstoß geben könnte.

Über die Autorin

Friederike Herrmann, Prof. Dr., 1960, Professur für Journalistik und Kommunikationswissenschaft, Journalistik,
Katholische Univeristät Eichstätt-Ingolstadt. Narrative präformieren oft unbeabsichtigt öffentliche Diskurse und damit
auch die Medienberichterstattung – diese Narrtive zu reflektieren ist für Journalistinnen und Journalisten wichtig. E-Mail an die Autorin.

Literatur

Benjamin, Walter (1940): Über den Begriff der Geschichte, in: Gesammelte Schriften, Frankfurt a.M. :Suhrkamp (1974), S. 691 f.

Brettschneider, Frank/ Rettich, Markus (2005): Europa – (k)ein Thema für die Medien? In: Tenscher, Jens (Hrsg.): Wahl-Kampf um Europa. Analysen aus Anlass der Wahlen zum Europäischen Parlament 2004. Wiesbaden: VS-Verlag. S.136-156.

Fengler, Susanne/ Vestring, Bettina (2009): Politikjournalismus. Wiesbaden: VS-Verlag.

Genscher, Hans-Dietrich (2003): Rede von Bundesminister a. D. Hans-Dietrich Genscher anlässlich der Entgegennahme der Ehrendoktorwürde der Juristenfakultät der Universität Leipzig am 6. Mai 2003 in Leipzig, www.genscher.de/html/rede_17.pdf, abgerufen am 24.08.2017.

Gerhards, Jürgen (2002): Das Öffentlichkeitsdefizit der EU im Horizont normativer Öffentlichkeitstheorien. In: Kaelble, Hartmut, Kirsch, Martin/ Schmidt-Gernig, Alexander (Hrsg.): Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Campus. S. 135-158.

Hepp, Andreas/ Brüggemann, Michael/ Kleinen-von Königslöw, Katharina/ Lingenberg, Swantje/ Möller, Johanna (2012): Politische Diskurskulturen in Europa: Die Mehrfachsegmentierung europäischer Öffentlichkeit. Wiesbaden: VS-Verlag.

Herrmann, Friederike (2017): Das Verschwinden von Fakten in der Berichterstattung. Überlegungen zur Analyse von Narrativen am Beispiel des Themas Flüchtlinge. In: Schröder, Thomas/Pfutscheller, Daniel (Hrsg.): Schneller, bunter, leichter. Kommunikationsstile im medialen Wandel. Germanistische Reihe, Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Innsbruck University Press. In Druck.

Miskimmon, Alister/ O'Loughlin, Ben/ Roselle, Laura (2013): Strategic Narratives. Communication Power and the New World Order. New York and London: Routledge.

Miskimmon, Alister (2015): Strategische Narrative deutscher Europapolitik. Aus Politik und Zeitgeschichte. Bundeszentrale für politische Bildung. www.bpb.de/apuz/217308/strategische-narrative-deutscher-europapolitik, abgerufen am 24.08.2017.

Fußnoten

[1] Die Ideen und Thesen dieses Textes entstanden im Austausch mit der Soziologin und Psychoanalytikerin Prof. Dr. Ilka Quindeau, der ich für entscheidende Anstöße danke.

[2] https://ec.europa.eu/info/events/citizens-dialogues

Wann darf die Nationalität von Straftätern genannt werden?

Journalistische Antidiskriminierungsregeln und der Migrationsdiskurs in Deutschland und Österreich

von Petra Herczeg und Horst Pöttker

Abstract: In dem Text werden aus deutscher und österreichischer Perspektive die Regelungen des Presserates im Umgang mit Antidiskriminierungsregeln am Beispiel der Migrations- und Flüchtlingsproblematik beschrieben, kommentiert und analysiert. Diese berufsethischen Fragen sind sowohl aus integrations- als auch aus medienpolitischer Perspektive relevant. Das Ziel des Beitrags ist es, für das Problem der Diskriminierung von Migranten in der Öffentlichkeit zu sensibilisieren und aufzuzeigen wie sich unterschiedliche Spruchpraxen auf den öffentlichen Diskurs auswirken können. Der Beitrag ist so aufgebaut, dass die Autoren wechselseitig auf ein Kapitel reagieren. [1]

Ziffer 12 und Richtlinie 12.1 der „Publizistischen Grundsätze“ des Deutschen Presserats

von Horst Pöttker

Ziffer 12 des deutschen Pressekodex schreibt vor: *„Niemand darf wegen seines Geschlechts, einer Behinderung oder seiner Zugehörigkeit zu einer ethnischen, religiösen, sozialen oder nationalen Gruppe diskriminiert werden.“* Dazu gibt es eine Richtlinie 12.1, die bis vor kurzem lautete:

In der Berichterstattung über Straftaten wird die Zugehörigkeit der Verdächtigen oder Täter zu religiösen, ethnischen oder anderen Minderheiten nur dann erwähnt, wenn für das Verständnis des berichteten Vorgangs ein begründbarer Sachbezug besteht. Besonders ist zu beachten, dass die Erwähnung Vorurteile gegenüber Minderheiten schüren könnte.

Nachdem im Zuge des verstärkten Zustroms von Geflüchteten seit 2015 und der zunächst zurückhaltenden Medienberichterstattung über damit verbundene Probleme unter Journalisten und Journalisten, aber auch in der breiten Öffentlichkeit eine kritische Diskussion über ihre Brauchbarkeit aufgekommen war, hat der Deutsche Presserat die Richtlinie 12.1 im Frühjahr 2017 überarbeitet. Seit 22. März dieses Jahres gilt:

In der Berichterstattung über Straftaten ist darauf zu achten, dass die Erwähnung der Zugehörigkeit

der Verdächtigen oder Täter zu ethnischen, religiösen oder anderen Minderheiten nicht zu einer diskriminierenden Verallgemeinerung individuellen Fehlverhaltens führt. Die Zugehörigkeit soll in der Regel nicht erwähnt werden, es sei denn, es besteht ein begründetes öffentliches Interesse. Besonders ist zu beachten, dass die Erwähnung Vorurteile gegenüber Minderheiten schüren könnte.

Die folgende Darstellung befasst sich mit dieser konkreten Antidiskriminierungsregel in beiden Fassungen, die sich im Wortlaut, aber kaum in der Bedeutung unterscheiden.

Entstehung und Entwicklung

Die Richtlinie 12.1 geht auf die Zeit zwischen 1956 und 1973 zurück, als der Presserat noch ohne aufgeschriebene Regeln auskam. Unter den US-amerikanischen Besatzungstruppen, seit dem NATO-Beitritt der Bundesrepublik Deutschland Verbündete, gab es auch Afro-Amerikaner. So entstandene deutsch-amerikanische Freundschaftsvereine hatten sich beschwert, dass in der Berichterstattung über Straftaten von Besatzungssoldaten deren Hautfarbe erwähnt worden war. Der Presserat reagierte am 7.12.1971 mit einer *„Entschließung zur Bekämpfung rassischer Diskriminierung und Vorurteile“*:

Aufgrund einer Anregung des Verbandes der Deutsch-Amerikanischen Clubs empfiehlt der Deutsche Presserat, bei der Berichterstattung über Zwischenfälle mit US-Soldaten darauf zu verzichten, die Rassenzugehörigkeit der Beteiligten ohne zwingend sachbezogenen Anlass zu erwähnen. (Deutscher Presserat 1974: 84)

Daraus wurde später die Richtlinie 12.1. In der ursprünglichen Formulierung schrieb sie vor, dass die Erwähnung einer Minderheitenzugehörigkeit von Straftätern nur zulässig sei, wenn sie für das Verständnis der Tat *„von Bedeutung“* ist (Trägerverein 1989, 16f.). Die bis Frühjahr 2017 gültige Formulierung geht auf ein Gutachten des ehemaligen Bundesverfassungsrichters Helmut Simon von 1993 zurück, das er im Auftrag des „Zentralrats deutscher Sinti und Roma“ erstellt hatte (vgl. Simon 1993, o.V.).

Seit Beginn der 1970er Jahre lässt sich eine Tendenz des Presserats feststellen, das Diskriminierungsverbot enger und konkreter zu fassen. Wissenschaftlich unterstützt wird diese Tendenz durch eine reichhaltige medienpädagogische Literatur, die sich der Bildung und den Funktionen diskriminierender Vorurteile widmet.

Untersuchungen zu Akzeptanz und Wirksamkeit der Richtlinie 12.1

Die kommunikationswissenschaftliche Literatur, die sich direkt mit Inhalten und Wirkungen der Antidiskriminierungsregeln befasst, wirkt dagegen schmal. Es lässt sich nicht vermeiden, dass der Autor auf eigene Studien hinweist.

Zunächst ist mir aufgefallen, dass bei Beschwerden über Diskriminierungen von Homosexuellen in Leserbriefen eine beträchtliche Unsicherheit in der Spruchpraxis des Presserats herrscht. Der Abdruck von Briefen, in denen Schwule als „abartig“ bezeichnet werden, wird mal gerügt, mal wird die Beschwerde als unbegründet zurückgewiesen.

Meine nächste Studie war eine Vollanalyse der Entscheidungen des Presserats über Diskriminierungs-Beschwerden (vgl. Pöttker 2005a). Qualitativ trat auch da die Inkonsistenz der Spruchpraxis zutage. Beschwerden über ethnische Kennzeichnungen von Tätern wurden abgewiesen, obwohl ein „begründbarer Sachbezug“ nicht gegeben war. Es zeigten sich sowohl diskriminierende Effekte bei vorhandenem Sachbezug als auch eine Unbedenklichkeit in Bezug auf das Schüren von Vorurteilen, wenn er fehlte. Außerdem wurde deutlich, dass die Nicht-Nennung der Gruppenzugehörigkeit von Straftätern ebenfalls diskriminierend sein kann [2].

Quantitativ stellte sich eine große Zahl mit Richtlinie 12.1 begründeter Standardbeschwerden heraus, bei denen nur der Zeitungstitel und das Erscheinungsdatum in ein fertiges Formular eingefügt wurden. Dass auf Richtlinie 12.1 bezogene Beschwerden vom Presserat seltener für begründet gehalten werden als Beschwerden, die auf die allgemeine Ziffer 12 Bezug nehmen (vgl. Pöttker 2005a: 202), führt zu der These, dass diese Richtlinie beim Presserat und bei Journalisten weniger Akzeptanz findet, weil sie deren Ermessensspielraum einschränkt.

Diese These wurde anhand einer repräsentativen Zufallsauswahl von Journalisten überprüft (vgl. Pöttker 2009). Es zeigte sich, dass Antidiskriminierungsregeln von Redakteuren besser akzeptiert werden, wenn sie – wie die Ziffer 12 – den Sinn der Regel ansprechen, als wenn sie – wie der erste, in der neuen Formulierung seit März 2017 der zweite Satz von Richtlinie 12.1 – nur bestimmte Formulierungen untersagen.

Daniel Müller ist anhand von Regionalzeitungen der Frage nachgegangen, ob und wie oft Journalisten die Herkunft von Strafverdächtigen ohne die Bedingung eines „begründbaren Sachbezugs“ nennen (vgl. Müller 2009). Ergebnis: *„Vielen Artikeln war das Bemühen um ein Vermeiden von Diskriminierung deutlich anzumerken.“* (Müller 2009: 213) In einem Prozessbericht zeigte sich allerdings auch die Kehrseite dieses Bemühens, wenn es als bloßer Regelgehorsam praktiziert wird: Ohne die Nennung der kurdischen Herkunft des Angeklagten waren Vorgeschichte und Ablauf von Tat und Verfahren kaum zu verstehen (vgl. Müller 2009).

Diesem Problem, das zum Misstrauen gegenüber Informationsmedien beitragen kann, sind Cornelia Mohr et al. mit einer Umfrage zur Rezeption von Kriminalitätsberichterstattung im Lokalteil nachgegangen (vgl. Mohr/Bader/Wicking 2009). Resultat:

Die Richtlinie zur Antidiskriminierung 12.1 erfüllt ihren Zweck (…) überwiegend nicht. Rezipienten ergänzen fehlende Informationen meistens durch Inferenzen, die auf Vorurteilen oder Erfahrungswerten basieren. Dass diese Ergänzungen oft fehlerhaft sein können, Tätern also fälschlicherweise einen Migrationshintergrund unterstellen, kann dem Zweck der Richtlinie sogar zuwiderlaufen. (Mohr/Bader/Wicking 2009: 231)

Wirkungen einer Berichterstattung, die der Richtlinie 12.1 gehorcht, hat auch ein Mainzer Forscherteam mit einem Experiment untersucht (vgl. Hefner/Klimmt/Daschmann 2007). Die Ergebnisse widersprechen der Annahme, dass die Nennung der Herkunft von Kriminellen negative Vorurteile schürt. *„Die explizite Nennung der türkischen Herkunft führte (…) für den türkischen Straftäter sogar im Gegenteil zu einer positiveren Bewertung"* (Hefner/Klimmt/Daschmann 2007: 587) als dies bei einem deutschen Täter der Fall gewesen wäre. Das passt zu dem Befund, dass das Publikum bei Nicht-Nennung oft Inferenzschlüsse zieht, was Vorurteile ebenso „schüren" kann wie die explizite Nennung.

Antidiskriminierungsregeln und journalistische Professionalität

Aufgabe von Journalisten ist das Herstellen von Öffentlichkeit. Weil das Veröffentlichen der Normalfall ist, müssen sie begründen können, warum sie etwas *nicht* veröffentlichen. Die Richtlinie 12.1 kehrt dieses Verhältnis um, sie macht das Nicht-Publizieren zum Normalfall und das Publizieren zur begründungspflichtigen Ausnahme. Und sie mahnt Journalisten nur, Folgen des Veröffentlichens von Tatsachen zu bedenken, während sie davon entlastet, Folgen des Nicht-Veröffentlichens zu verantworten.

Damit Journalisten ihre Aufgabe erfüllen können, brauchen sie, wie es in Art. 5 des deutschen Grundgesetzes heißt, *„Pressefreiheit und die Freiheit der Berichterstattung durch Rundfunk und Film"*. Art. 5 GG formuliert in Absatz 2 auch die Schranken der Medienfreiheit, die *„in den Vorschriften der allgemeinen Gesetze, den gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Jugend und in dem Recht der persönlichen Ehre"* bestehen. Richtlinie 12.1 ist durch keine dieser notwendigen Schranken der Pressefreiheit gedeckt. Auch die journalistische Wahrheitspflicht ist hier ohne Bedeutung, weil die Nicht-Nennung *zutreffender* Minderheitenzugehörigkeiten gemeint ist.

Richtlinie 12.1 unterstellt dem Publikum im letzten Satz *„Vorurteile gegenüber Minderheiten"*. Journalisten haben nicht die Aufgabe, Vorurteile zu bekämpfen. Eine hochkomplexe Gesellschaft will sich darauf verlassen können, dass dieser Beruf sich auf seine besondere Aufgabe konzentriert – die Welt transparent zu machen wie sie ist. Dass der Jugendschutz im Grundgesetz als Schranke der Pressefreiheit genannt wird, weist im Umkehrschluss darauf hin, dass Journalisten grundsätzlich von einem erwachsenen, mündigen Publikum auszugehen haben.

In einer früheren Fassung der Richtlinie 12.1 hieß der letzte Satz: *„Besonders ist zu beachten, dass die Erwähnung Vorurteile gegenüber schutzbedürftigen Gruppen schüren könnte."* Dass die Polizei dort, wo Asylbewerberheime brennen, Migranten besonderen Schutz gewährt, ist ebenso notwendig wie der Polizeischutz für Politiker. Aber einen Schutz vor Journalismus und Öffentlichkeit verdienen Migranten ebenso wenig wie Politiker.

Die zögerliche Berichterstattung über die Kölner Silvesternacht 2015 hat gezeigt: Kritik an der Richtlinie 12.1 ist keine akademische Spielerei. Diese Regel kann Öffentlichkeit blockieren, die nötig ist, damit Probleme erkannt und bearbeitet werden. An einem grundsätzlichen Schweigegebot wie

der Regel 12.1 festzuhalten, muss zum Glaubwürdigkeitsverlust der Medien beitragen – zumal in der digitalen Medienwelt, in der sich nichts verheimlichen lässt,.

Es geht um die Freiheit von Journalisten, unter Berücksichtigung aller Umstände selbst zu entscheiden und zu verantworten, was berichtet wird und was nicht. Für sensibles Abwägen in diesem Sinne genügt das Diskriminierungsverbot durch Ziffer 12.

Welche Alternative bietet sich an?

Nimmt man trotzdem an, dass eine konkrete Regel notwendig ist, um bei Journalisten Aufmerksamkeit für das Diskriminierungsproblem zu wecken, bietet sich eine *Umkehr der Beweislast* an. Richtlinie 12.1 könnte empfehlen, die Zugehörigkeit von Straftätern zu einer Minderheit nicht zu nennen, wenn sie für Verständlichkeit und Anschaulichkeit des Berichts *ohne Bedeutung* ist. Das würde das Berichten als Normalfall voraussetzen.

Ehrenkodex für die österreichische Presse, Punkt 7 – Schutz vor Pauschalverunglimpfungen und Diskriminierungen

von Petra Herczeg

7.2. Jede Diskriminierung wegen des Alters, einer Behinderung, des Geschlechts sowie aus ethnischen, nationalen, religiösen, sexuellen, weltanschaulichen oder sonstigen Gründen ist unzulässig.[3]

Das ist der einzige Punkt im Ehrenkodex des österreichischen Presserats, in dem u.a. auf ethnische Diskriminierung eingegangen wird. Im Punkt 10 „Öffentliches Interesse“ wird festgehalten, dass dieses dann gegeben sei, „wenn es um die Aufklärung schwerer Verbrechen, den Schutz der öffentlichen Sicherheit oder Gesundheit oder um die Verhinderung der Irreführung der Öffentlichkeit geht.“

Entwicklung

1961 wurde der Presserat von Verlegerverbänden und Vertretern der Journalistengewerkschaft gegründet, und 2001 kündigte der Verband Österreichischer Zeitungen (VÖZ) seine Mitwirkung am Presserat mit dem Argument auf, dass die Selbstkontrolle nicht von den Interessensvertretungen wie der Journalistengewerkschaft selbst ausgeführt werden kann, sondern dass dies von den Medien selbst initiiert werden muss (vgl. Föderl-Schmid 2008)[4]. 2007 versuchte der VÖZ über den neu gegründeten Verein der Chefredakteure ein Organ der Selbstkontrolle zu verankern. Zu diesem

Zweck wurde eine Leseranwaltschaft eingerichtet, in der sich angesehene Journalisten mit den eingegangenen Leserbriefen auseinandersetzen sollten. Diese Form der Selbstkontrolle funktionierte aber nicht, denn: „Selbst Chefredakteure von Zeitungen, die in führenden Positionen in dem Verein tätig waren, fühlten sich nicht bemüßigt, auf Nachfragen der Leseranwälte zu reagieren. Sie hatten weder die Infrastruktur noch Sanktionsmethoden." (Föderl-Schmid 2008: 324).

Alexandra Föderl-Schmid, Chefredakteurin und Herausgeberin von „Der Standard", engagierte sich, um mit allen beteiligten Akteuren wieder einen funktionsfähigen Presserat zu installieren. 2010 wurde der Presserat wieder aktiv.

Trägerorganisationen des Presserats sind der Verband Österreichischer Zeitungen (VÖZ), der Österreichische Gewerkschaftsbund, vertreten durch die Journalistengewerkschaft[5], der Österreichische Zeitschriften- und Fachmedienverband (ÖZV), der Verband der Regionalmedien Österreichs (VRM), der Verein der Chefredakteure und der Presseclub Concordia (PCC)[6]. Über die Beschwerden und Mitteilungen entscheiden nicht die Trägerorganisationen, sondern die Senate.

Die großen Boulevardmedien wie „Neue Kronen Zeitung", „Österreich" und die Gratiszeitung „Heute" sind nicht Mitglieder, alternative Medien wie „das biber" (das transkulturelle Magazin), genauso wie das „Bum Magazin" (das sich an *„Menschen mit Wurzeln im ehemaligen Jugoslawien"* [7] richtet) sind aktiv dabei. Hier zeigt sich bereits die Problematik, dass sich gerade die Medien, die zumeist gegen den Pressekodex verstoßen, nämlich die Boulevardzeitungen, nicht beteiligen und sich daher auch nicht an die Urteile der Senate des Presserates gebunden fühlen.

Gamillscheg dokumentierte für den Zeitraum von 1979-1989 ca. 300 eingegangene Zuschriften und Beschwerden. Die behandelten Verstöße fasste Gamillscheg in drei Bereiche zusammen: „Recherche- und Methodenfehler; Nichteinhaltung von Grenzen; Tendenzen" (Gamillscheg 1990: 11), dazu kamen Verstöße bei visuellen Darstellungen. Vor allem Politiker regten sich über die journalistische Berichterstattung auf.

In Punkt 4 des damaligen Ehrenkodex hieß es: „Jede Diskriminierung aus rassischen, religiösen, nationalen oder sonstigen Beweggründen ist unzulässig." (Gamillscheg 1990: 43) [8]

In diesem Zusammenhang ging es vor allem um Antisemitismus in der Berichterstattung der „Kronen Zeitung" und der „Tiroler Tageszeitung".

Ethnische Herkunftsbezeichnungen in österreichischen Medien

Im Gegensatz zu den von Horst Pöttker angeführten Studien in Deutschland fehlen systematische Studien und Analysen für den österreichischen Presserat. Der Diskurs, der hier geführt wird, findet vor allem in den Medien und über die Medien statt. Im Folgenden soll die österreichische Spruchpraxis und der Umgang der Journalisten mit ethnischen Herkunftsbezeichnungen explorativ beschrieben werden.

Im ECRI-Report über Österreich 2015 gibt es u.a. folgende Empfehlungen:

(i) den Beitritt weiterer Medien zum Presserat, (ii) die Achtung und Veröffentlichung seiner Entscheidungen durch Nichtmitglieder, (iii) die Ausweitung des Mandats des Presserats auf alle Medien oder die Einrichtung ähnlicher Gremien für andere Arten von Medien, einschließlich Radio und Fernsehen, (iv) das Prinzip, dass die Medien nur dann die ethnische Zugehörigkeit von mutmaßlichen Tätern offenlegen, wenn dies absolut notwendig ist und einem legitimen Zweck dient. (ECRI 2015: 24)

In dieser Empfehlung wird deutlich auch auf die Defizite des neu gegründeten österreichischen Presserates verwiesen und explizit gemacht, dass in den traditionellen Medien „eindeutig rassistische Inhalte" (ECRI 2015, 24) veröffentlicht werden und „häufig die ethnische Abstammung der Verdächtigen" (ECRI 2015: 24) angeführt wird, wenn über Straftaten berichtet wird.

Einigen Medien wirft man die Produktion fremdenfeindlicher Inhalte vor, die nicht ordnungsgemäß recherchiert wurden; Vorurteile werden geschürt und Roma, Asylsuchende und andere schutzbedürftige Gruppen werden als Kriminelle dargestellt. (ECRI 2015: 24)

In einem Artikel, der in der Wiener Zeitung am 25. April 2014 veröffentlicht wurde, befasste sich der Geschäftsführer des österreichischen Presserats Alexander Warzilek unter dem Titel *„Wenn Südländer Schlagzeile machen"* (Warzilek 2014: o.S.) mit den österreichischen Medien, die Menschen diskriminieren. Er warf die Frage auf, wo die Grenzen der Berichterstattung liegen bzw. verwies auf die Funktion des Presserats, die *„in erster Linie Mahncharakter und Appellfunktion"* (Warzilek 2014: o.S.) habe und *„ein ethisch korrektes und verantwortungsvolles journalistisches Verhalten"* (Warzilek 2014) einfordere. Und er beschrieb in dem Artikel, dass der Presserat die Kurzmeldung in der Vorarlberg-Ausgabe der „Kronen Zeitung" über einen Raubüberfall für nicht akzeptabel gehalten habe, da der unbekannte Täter als „Südländer" beschrieben wurde, der einer von vielen Ausländern sei, die Österreich unsicher machen würden. Andererseits wurde die Verwendung der Begriffe „Ost-Banden" und „Ost-Kriminelle", die in der „Kronen-Zeitung" vorkommen, für vertretbar qualifiziert, da es diese Form von Kriminalität aus *„dem Osten"* (Warzilek 2014: o.S.) sehr wohl gebe.

Keine konkrete Antidiskriminierungsregel für die Kriminalitätsberichterstattung

2015 wurden 253 Fälle vom österreichischen Presserat behandelt, davon wurde bei 44 Fällen ein Verstoß gegen den Ehrenkodex festgestellt, 35 Verstöße bezogen sich dabei auf Boulevardzeitungen. Die „Kronen Zeitung" wurde in 19 Fällen gerügt, „Österreich" neunmal und „Heute" siebenmal (vgl. Tätigkeitsbericht des Österreichischen Presserats).

Prinzipiell sind durch den österreichischen Presserat zur Frage der Herkunftsnennung keine spezifischen Regelungen im Ehrenkodex verankert. Im Gegensatz zum deutschen Pressekodex gibt es im österreichischen also nicht das Kriterium des „begründeten Sachbezugs" zur Straftat.

Die Kölner Vorfälle aus österreichischer Sicht

Über die Vorkommnisse in der Kölner Silvesternacht 2015/16 wurde auch in den österreichischen Medien berichtet und in der Folgeberichterstattung die Frage erörtert, ob und wenn ja wie über ethnische Zugehörigkeiten von Tätern oder Verdächtigen berichtet werden soll. Wazilek bezieht in einem Brief an den Chefredakteur der „Kronen Zeitung" Klaus Herrmann vom 9.2.2016 Stellung zu einem Artikel von Herrmann. Darin hatte Herrmann aus der Stellungnahme des Senats 2 des Presserats zur Nennung der Nationalität von Straftätern (Artikel v. 20.10.2015) zitiert, ohne auf die wesentlichen Informationen einzugehen, dass die bloße Erwähnung der Herkunft keinen Ethikverstoß darstellen würde, sondern dass es um ein Abwägen gehe, wann die Nennung der Herkunft im Einzelfall angebracht ist und wann nicht. In dem „Krone"-Kommentar schreibt Herrmann, dass der Presserat von der „Kronen Zeitung" verlangen würde *„alles durch die rosarote Brille zu sehen"* (Hermann 2016: o.S.) und dass die „Kronen Zeitung" den *„Auftrag"* hätte, nicht die ethnische Herkunft zu nennen. Diese Information werde die „Krone" aber nicht verschweigen. Herrmann schließt seinen Kommentar mit der Conclusio:

Weder lassen wir uns die rosarote Brille auf die Nase picken, um so zu tun, als würden uns Asylanten keine Probleme im Land verursachen. Genauso wenig lassen wir uns aber schwarzmalerisch "Lügenpresse" schimpfen, die die Wahrheit verheimliche. (Hermann 2016: o.S.)

In seiner Magisterarbeit konnte Rusch zeigen, dass die Herkunft ausländischer Täter ungleich häufiger und prominenter genannt wird als die inländische Herkunft von Tätern. Leserbriefschreiber greifen diese Berichterstattungen auf und „konstruieren daraus Wirklichkeiten, in denen „die Ausländer" bedrohlich, gewalttätig und kriminell sind." (Rusch 2007: 139)

„Kronen Zeitungs"-Leser verwenden diese Zuschreibungen immer wieder als Legitimation, ihre bestehenden Vorurteile mit „Fakten" zu untermauern.

Einstellungen österreichischer Journalisten

Der veröffentlichte Brief von Warzilek geht über den Anlassfall hinaus und bezieht sich auch auf die Vorfälle in Köln. Um die Argumentation besser nachvollziehen zu können, werden die entsprechenden Passagen auszugsweise angeführt, um daraus ableitend zu diskutieren, wie die österreichische Herangehensweise beurteilt werden kann. Warzilek schreibt:

Die bloße Erwähnung der Herkunft stellt – nach Auffassung unserer Senate – für sich alleine keinen Ethikverstoß dar. (…) Trotzdem sollten Journalistinnen und Journalisten nach unserem Dafürhalten abwägen, ob die Nennung der Herkunft im Einzelfall erforderlich ist.

Wir sprechen uns für eine verantwortungsvolle Herangehensweise der Medien aus, damit keine

Ressentiments und Vorurteile geschürt werden können. Journalistinnen und Journalisten verfügen bei der Frage der Nennung der Nationalität über einen Ermessungsspielraum – gefragt ist dabei neben Besonnenheit und Sachlichkeit vor allem auch Fingerspitzengefühl. Bei einer Kurzmeldung über einen Taschendiebstahl ist es z.B. fraglich, ob die Nationalität des Täters gebracht werden muss. Für das Verständnis der Leserinnen und Leser ist die Nennung nicht relevant. (Warzilek 2016: o.S.)

Die Aufgabe von Journalisten ist es, fair zu berichten und sich dessen bewusst sein, dass *„auch sie selbst aktiv an der Konstruktion von Realität mitbeteiligt sind."* (Bonfadelli 2015: 9)

In einer Onlineerhebung wurden von Albrich (2013) Chronik- und Lokaljournalisten [9] befragt, die über Kriminalitätsfälle berichten. Eine der Forschungsfragen bezog sich darauf, wie wichtig welche Informationen über die Tatverdächtigen für die Journalisten sind (vgl. Albrich 2013: 76). Für die meisten Befragten ist die Ethnie und Herkunft wenig relevant. Beim näheren Nachfragen zeigte sich, dass die befragten Journalisten genauer differenzieren, wann sie es für angebracht halten, dass die Nationalität und Ethnie genannt werden: Für nicht notwendig wird die Angabe bei gewöhnlichen Kriminalfällen erachtet, sehr wohl für notwendig bei organisierter Kriminalität und Bandenkriminalität. Wenn es um rassistische und ethnisch motivierte (politische) Konflikte *„oder Straftaten aus ‚Ehre' [geht, dann] sei die Information aus Sicht der Befragten durchaus wichtig."* (Albrich 2013: 83) Für manche gehört die Angabe der Ethnie zur umfassenden Berichterstattung. Denn: *„Es handle sich bei der Nationalität um eine Fakten-Information, die man wenn sie bekannt ist, durchaus nennen könne/solle."* (Albrich 2013: 83) Die Journalisten wägen sehr wohl ab, wann die ethnische Herkunft genannt werden soll und welche Auswirkungen die ethnische Herkunftsbenennung auf das Publikum haben kann. In diesem Kontext wurde argumentiert, dass das Publikum ohnehin auf Basis weiterer Informationen selbst zu der Schlussfolgerung kommen könne, dass es sich bei der tatverdächtigen Person um einen Migranten bzw. um jemanden mit einer anderen ethnischen Herkunft handelt (vgl. Albrich 2013).

In dem bereits zitierten Brief an Herrmann differenziert Warzilek nochmals, wann es ein öffentliches Interesse an der Nennung der Herkunft gibt:

Ähnliches gilt, wenn ein Flüchtling oder Asylwerber in terroristische Aktivitäten des IS verwickelt ist. Selbstverständlich gibt es auch hier ein öffentliches Interesse daran zu erfahren, dass ein IS-Terrorist als Flüchtling an Europa gelangt ist. (…) Die Veröffentlichung von bloßen Gerüchten und Pauschalverunglimpfungen (wie sie oft in den sozialen Medien kursieren) stufen unsere Senate hingegen als klaren Ethikverstoß ein. (Warzilek 2016, o.S.)

In der öffentlichen Wahrnehmung vermischen sich unterschiedliche Aspekte, es leidet der differenzierte Zugang zu den Themen und zur Selbstreflexion des journalistischen Handelns – vor allem im Boulevardjournalismus. Zu beobachten ist eine zunehmende Ethnisierung der Berichterstattung, es fehlen Bewusstseinsprozesse und ein öffentlicher Diskurs, der sich intensiver mit Ursachendeutungen und Lösungsvorschlägen befasst, *„die Deutungshoheit im kontroversen Diskurs durchzusetzen versuchen."* (Bonfadelli 2015: 11)

In Österreich gibt es keine Richtlinie 12.1, aber viele Diskussionen über die ethnische Herkunftsbezeichnung von Menschen in der Berichterstattung. Diese Diskussionen werden vor allem in der „Kronen Zeitung“ bzw. in den sozialen Netzwerken geführt. Medienethische Verantwortung ist von Seiten der Journalisten zu fordern. Sie setzt außerdem voraus, dass ein Vertrauen in die Mündigkeit der Bürgern besteht. Die Journalisten müssen sich darauf verlassen können, dass das Publikum an einer umfassenden, aufklärenden Berichterstattung interessiert ist.

Das lange Fehlen eines Presserates in Österreich, die wenig daran interessierte Politik und Öffentlichkeit dokumentieren, dass hier der Wunsch nach einer Auseinandersetzung über die Rolle der Journalisten in der Gesellschaft wenig gegeben ist. Der Diskurs über journalistische Antidiskriminierungsregeln findet nicht grundsätzlich statt, sondern wird nur kasuistisch an bestimmten Fällen diskutiert.

Kommentar zur dargestellten österreichischen Situation des Diskriminierungsschutzes in der Kriminalitätsberichterstattung

von Horst Pöttker

Vergleicht man die Situationen in Österreich und Deutschland, zeigen sich in der Tiefenstruktur Ähnlichkeiten. Für beide Länder gilt:

- Es existieren allgemeine Regeln für journalistisches Arbeiten, die (auch) ethnische, nationale oder religiöse Gruppen vor Diskriminierung schützen sollen.
- Es werden Wirksamkeitsdefizite einer Medienselbstkontrolle angenommen, die (auch) den Antidiskriminierungsregeln zur Geltung verhelfen soll.
- Viele Journalisten zeigen Sensibilität für die Diskriminierungsproblematik.
- Es gibt eine kontroverse öffentliche Diskussion über das Nennen der ethnischen oder nationalen Zugehörigkeit von (mutmaßlichen) Straftätern, die sich seit der verzögerten Berichterstattung über die Kölner Silvesterereignisse 2015 intensiviert hat.

Jenseits dieser grundlegenden Gemeinsamkeiten sind Unterschiede erkennbar:

- Im Ehrenkodex des österreichischen Presserats gibt es keine Regel, die konkret untersagt, die Minderheitenzugehörigkeit von Straftätern zu nennen.
- Anders als in Deutschland stellen sich die „Kronen-Zeitung“ und andere österreichische Boulevardblätter außerhalb der Zuständigkeit des Presserats.
- Während der Deutsche Presserat auf eine relativ kontinuierliche Entwicklung zurückblickt, lag der Presserat in Österreich lange brach. In Deutschland ist die journalistische Selbstkontrolle institutionell gefestigter, aber daher auch traditionsgebundener und weniger flexibel.
- In Deutschland existiert eine schmale kommunikationswissenschaftliche Forschungsliteratur zu Voraussetzungen, Inhalten und Auswirkungen von journalistischen Antidiskriminierungsregeln, während in Österreich eine solche Forschung fast völlig fehlt.

Vergleich der Darstellungsperspektiven

Beiden Darstellungen ist der normative Hintergrund gemeinsam, einen wissenschaftlichen Beitrag zum Schutz von Migranten vor Diskriminierungen durch Medieninhalte leisten zu wollen. Rückhalt findet dies in den Gleichheitsgrundsätzen, die in beiden Verfassungen verankert sind.

In den Verfassungen verankert ist allerdings auch der Grundsatz der Presse- und Kommunikationsfreiheit, der für die Problemverarbeitungskapazität moderner Gesellschaften und ihren Zusammenhalt von entscheidender Bedeutung ist. Zwischen dem Grundrecht auf Diskriminierungsschutz und dem auf Äußerungs- und Informationsfreiheit können Widersprüche entstehen, die in meiner Darstellung stärker betont werden; im Unterschied dazu geht die Darstellung Petra Herczegs von der Prämisse aus, dass ein tatsächliches, verständiges Interesse des Publikums an umfassender und aufklärender Berichterstattung eine Bedingung dafür wäre, dass Journalisten alle Fakten zutreffend mitteilen können, ohne sich dafür rechtfertigen zu müssen.

Reformmöglichkeiten und -empfehlungen

Die „European Commission aganist Racism and Intolerance“ (ECRI) empfiehlt

- den Beitritt weiterer Medien zum Presserat. Da Boulevard-Zeitungen, die sich am Massengeschmack orientieren und deshalb besonders gefährdet sind, Stereotype zu bedienen, die Zuständigkeit des österreichischen Presserats nicht anerkennen, ist das eine außerordentlich sinnvoll Empfehlung;
- Beachtung und Veröffentlichung der Entscheidungen des Presserats durch Nichtmitglieder. Als allfälliger Ersatz für den Beitritt weiterer Medien zum Presserat ist auch dieser Empfehlung zuzustimmen.
- Ausweitung des Mandats des Presserats auf alle Medien oder die Einrichtung ähnlicher Gremien für andere Arten von Medien. Auch das ist sinnvoll, da Diskriminierungen durch alle Arten von Medien erfolgen können. Online-Medien sollten dabei nicht vergessen werden.
- das Prinzip, dass die Medien nur dann die ethnische Zugehörigkeit von (mutmaßlichen) Tätern offenlegen, wenn dies absolut notwendig ist und einem legitimen Zweck dient. Dieser Empfehlung folge ich *nicht*, weil die Öffentlichkeitsaufgabe des Journalistenberufs bereits ein legitimer Zweck ist. Zustimmungsfähiger wäre eine Regel, die Journalisten untersagt, die Minderheitenzugehörigkeit von Straftätern offenzulegen, wenn dies unter Berücksichtigung aller Umstände diskriminierend erscheint (umgekehrte Beweislast).

Es ist nicht empfehlenswert, eine Regel in den Ehrenkodex österreichischer Journalisten aufzunehmen, die die Nennung der Minderheitenzugehörigkeit von Straftätern grundsätzlich untersagt. Österreich hat hier die Chance, Probleme von vornherein zu vermeiden, die zum Glaubwürdigkeitsverlust der Medien beitragen.

Die journalistische Selbstkontrolle hat eine Alternative, um ihren Wirksamkeitsmängeln entgegenzuwirken – auch wo sie Diskriminierungen von Migranten verhindern soll. Sie liegt in der ureigensten journalistischen Methode, die Öffentlichkeit breit und intensiv zu unterrichten – auch über Prinzipien und Probleme der journalistischen Berufsethik sowie ihre eigenen Entscheidungen. Das kann wirksame, aber zwanglose Sanktionen herbeiführen, die aus der Öffentlichkeit selbst kommen: abschalten, nicht kaufen, nicht klicken.

Kommentar zur dargestellten deutschen Situation des Diskriminierungsschutzes in der Kriminalitätsberichterstattung

von Petra Herczeg

Horst Pöttker dokumentiert in seiner vergleichenden Analyse sowohl die deutsche als auch die österreichische (Spruch-)Praxis und zeigt damit die zum Teil heterogenen Zugänge und ein von normativen Vorstellungen dominiertes Bild von journalistischer Arbeit und Öffentlichkeit auf. Pöttker ist von der aufklärerischen Aufgabe von Journalisten in der Gesellschaft überzeugt und davon, dass Journalisten keine erzieherische Funktion haben. Konstitutiv ist dennoch, dass Journalisten durch die Beschreibung und Berichterstattung, auch durch die Darstellung von Fremdheit eine maßgebliche Rolle in der Vermittlung von Konzeptionen des/der „Anderen“ spielen. Journalismus kann – wie es Rath formuliert – als „kontrollierender Repräsentant des Bürgers gegenüber seinen politisch agierenden Repräsentanten“ (Rath 2014: 51) gesehen werden, der nach professionellen und berufsethischen Kriterien vorgeht. Journalisten sollen dabei – auch hier ein normativer Anspruch – investigativ arbeiten, faktenfremde Impulse hinterfragen und Informationen aufbereiten. Journalistische Qualifikationsprofile müssen besser abgestimmt werden, sowohl bezüglich der Herausforderungen, vor denen Gesellschaften stehen, als auch bei der Frage des bewussten Umgangs mit Diskriminierungsregeln. Hier hat der professionelle Journalismus in Deutschland und Österreich Defizite. Die gesellschaftlichen Transformations- und Diversifizierungsprozesse lassen es notwendig erscheinen, sich mit daraus resultierenden Spannungen noch mehr zu befassen. Die Presseräte in Deutschland und Österreich sollten aus meiner Sicht eine Vermittlungsperspektive übernehmen: zwischen der Einhaltung der Regeln für guten Journalismus einerseits und der Auseinandersetzung mit journalistischen Fehlentwicklungen andererseits. Journalisten sind keine Pädagogen, sie haben nicht die Aufgabe ihr Publikum zu erziehen – dieses Verständnis würde sich eher an autokratischen Vorstellungen von Journalismus orientieren – sondern ihre Aufgabe ist es, wie es Horst Pöttker bereits dargelegt hat, professionell zu agieren und sich an berufsethische Standards zu halten. Problematisch wird dieser Zugang aber dann, wenn in der Öffentlichkeit ein zu diffuses Bild von „Journalismus“ vorherrscht, konnotative Metaphern wie „Lügenpresse“ in den Diskurs diffundieren und Journalisten diesen Entwicklungen oftmals ohnmächtig gegenüber stehen.

Skepsis gegenüber der Öffentlichkeit

Die Diskussionen über die publizistischen Grundsätze der Unabhängigkeit und Freiheit der Information, der Meinungsäußerung und Kritik müssen – darauf weist Pöttker immer wieder hin – in einer breiten Öffentlichkeit geführt werden. Selbstkontrolle bedeutet nicht, dass sich die Presseräte abschotten und als eine Art Ersatzgerichtsbarkeit operieren. Dies ist in Österreich der Fall:

Im Beschwerdeverfahren verpflichtet sich der Beschwerdeführer durch die Unterzeichnung einer Erklärung, den Österreichischen Presserat in der gegenständlichen Angelegenheit als Schiedsgericht anzuerkennen und dadurch auf die Anrufung der ordentlichen Gerichte zu verzichten. Das bedeutet insbesondere, dass wegen des Beschwerdegegenstandes keine Schadenersatzansprüche vor Gericht geltend gemacht werden können. (Presserat 2016)

Die teilnehmenden Medien sind – wenn einer Beschwerde durch das Schiedsgericht des Presserates stattgegeben wird – verpflichtet, die Entscheidung zu veröffentlichen. Denn: „Die Veröffentlichung ist für das Medium, das sich der Schiedsgerichtsbarkeit des Presserates unterworfen hat, zwingend.“ (Presserat 2016) Die anlassbezogenen Entscheidungen führen aber nicht zu einer grundsätzlichen Debatte darüber, wie etwa mit Diskriminierungen umgegangen werden soll, inwieweit hier die Öffentlichkeit involviert werden kann, und wie konkrete Gegenmaßnahmen gesetzt werden können.

Die nicht teilnehmenden Medien, d.h. die Medien, die sich nicht der Schiedsgerichtsbarkeit unterwerfen, kommentieren – wie bereits exemplarisch dargelegt – die Entscheidungen des Presserates oft polemisch. In diesem Kontext zeigt sich auch das Dilemma freiwilliger journalistischer Selbstkontrolle, denn Medien, die nicht daran teilnehmen, entziehen sich den Sanktionen, grenzen sich ab und versuchen auf diese Art ihr Publikum stärker an das Medium zu binden.

Über journalistische Professionalität wird auch bei Sensibilisierung gegen Diskriminierung zu wenig nachgedacht. Unterschiedliche gesellschaftliche Entwicklungen wie sozialer Wandel, Transformations- und Diversifizierungsprozesse, der Umgang mit unterschiedlichen Ressourcen wie Diversität sind Herausforderungen für Journalisten. Wie können Zusammenhänge aufgezeigt werden, wie groß ist das Interesse des Publikums an den Sachverhalten, an Hintergrundberichterstattung und erklärenden Darstellungen? Und wie können Medien den kulturellen Austausch verstärken?

Gesellschaftliche Spannungen wirken sich auch auf den Journalismus und das Verständnis von Journalismus aus. Die freiwillige journalistische Selbstkontrolle sollte als eine Möglichkeit demokratischer Kontrolle betrachtet werden, die es erlaubt, dass freie Medien unabhängig vom Staat ihr eigenes Handeln kontrollieren (vgl. Baum 2010). Dies setzt aber eine breite gesellschaftliche Diskussion voraus *„und bedarf der kritischen Solidarität einer möglichst breiten Öffentlichkeit“* (Baum 2010: 211). Und eben diese kritische Solidarität der Öffentlichkeit sehe ich nicht, sondern – im Unterschied zu Pöttker – sehe ich ein Problem einer nicht an Aufklärung

interessierten Öffentlichkeit. Nicht nur Journalisten haben ethische Normen zu erfüllen, auch das Publikum spielt dabei eine wichtige Rolle. Funiok spricht in diesem Kontext von der Publikumsethik, *„da die Mediennutzer an der Sphäre der medienvermittelten Öffentlichkeit teilnehmen."* (Funiok 2010: 233) An diesem Punkt sollte angesetzt werden, denn – wie Funiok weiter ausführt – es besteht ein Zusammenhang zwischen verantwortlicher Mediennutzung und der (zu erwerbenden) Fähigkeit kompetent mit Medien umzugehen (vgl. Funiok 2010: 240f). Dazu gehört, dass auch die Vielfalt unterschiedlicher journalistischer Zugänge durch das Publikum wahrgenommen wird. Das Publikum trägt eine Mitverantwortung bei Fragen der Qualitätssicherung im Journalismus. Dies setzt voraus, dass eine lebenslange Medienbildung stattfindet und dass ein Bewusstsein für die Wichtigkeit der Teilhabe an einer kritischen Öffentlichkeit entsteht. Pöttker spricht von einer „zivilgesellschaftlichen Notwendigkeit" (vgl. Pöttker 2005b).

Die angeführten Unterschiede und Gemeinsamkeiten der deutschen und österreichischen Presseräte zeigen, dass es durchaus weiterer Diskussionen bedarf, um einerseits Einschränkungen der Pressefreiheit durch den Gesetzgeber zu verhindern und andererseits verstärkt Strategien gegen Diskriminierung(en) zu etablieren.

Vor allem in den sozialen Netzwerken ist eine Dynamik von unterschiedlichen Argumentationen zu verfolgen, die sich in verschiedene Richtungen ausbreiten, sehr oft affirmativ und affekthaft für weitere Diskussionen sorgen und damit dem Ziel, eine aufgeklärten Öffentlichkeit zu erreichen diametral entgegengesetzt sind. Wie weit die Dynamiken in den sozialen Medien professionellen Journalismus – besonders in den Bereichen mit Publikumsbeteiligung – von den Zielen faktentreu, unbiased und nicht diskriminierend zu berichten wegführen, bedarf einer gesonderten Debatte, die über Fragen der Selbstkontrolle professionell hergestellter journalistischer Produkte hinausgeht.

Über die Autoren

Petra Herczeg, Privdoz. Mag. Dr., 1966, Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien.
Der Beitrag bezieht sich auf meine Forschungsinteressen im Bereich Journalismus und Migrationsforschung. E-Mail an die Autorin.
Horst Pöttker, Univ.-Prof. Dr. phil.-hist., Jg. 1944, Technische Universität Dortmund (i.R.)/Universität Hamburg (Seniorprofessur); hat im
Rahmen eines DFG-Projekts zur medialen Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland und Nordamerika die Wirksamkeit von journalistischen Antidiskriminierungsregeln untersucht. E-Mail an den Autor.

Literatur

Albrich, Sebastian (2013): Nationalität und Herkunft in der Kriminalberichterstattung. Eine Befragung österreichischer KriminalberichterstatterInnen zu den Einflüssen auf die Selektion und den Umgang mit Staatsbürgerschaft und Ethnie in der Kriminalberichterstattung. Magisterarbeit, Wien.

Baum, Achim (2010): Deutscher Presserat. In: Schicha, Christian/ Brosda, Carsten (Hrsg.): Handbuch Medienethik, Wiesbaden: VS-Verlag: S. 186-216.

Bonfadelli, Heinz (2015): Debattenbeitrag: Von der negativen Marginalisierung und Diskriminierung … zur positiven Dominanz der Flüchtlingsthematik. In: Medien Journal, 39. Jg., H. 4, 7-11.

Deutscher Presserat (1974): Tätigkeitsbericht 1973. Bonn.

ECRI 2015: Report on Austria, http://www.coe.int/t/dghl/monitoring/ecri/Country-by-country/Austria/AUT-CbC-V-2015-034-ENG.pdf, S. 27, abgerufen am 29.07.2016

Föderl-Schmid, Alexandra (2008): Wie es in Österreich zur Renaissance des Presserats kam. In: Publizistik, 53. Jg., H. 3, S. 323-325.

Funiok, Rüdiger (2010): Publikum. In: Schicha, Christian /Brosda, Carsten (Hrsg.): Handbuch Medienethik. Wiesbaden: VS-Verlag. S. 99-127.

Gamillscheg, Felix (1990): Der Österreichische Presserat 1979–1989, St. Pölten.

Hefner, Dorothee/ Klimmt, Christoph/ Daschmann, Gregor (2007): Typisch Türke? Die Folgen der Nationalitätsnennung für die Bewertung von Akteuren in der Nachrichtenrezeption. In: MuK, Jg. 55, H. 4, S. 575-594.

Herrmann, Klaus (2016): Schwarzmaler und rosarote Brille. In: Kronen-Zeitung. http://www.krone.at/nachrichten/schwarzmaler-und-rosarote-brille-krone-kommentar-story-494803, abgerufen am 2.8.2016

Mohr, Cornelia/ Bader, Harald/ Wicking, Malte (2009): ‚„Da weiß ich immer schon, dass es ein Ausländer war“. Zur Wirkung der Richtlinie 12.1 des Pressekodex’. In: Geißler, Rainer/ Pöttker, Horst (Hrsg.): Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Bd. 2. Forschungsbefunde. Bielefeld: transcript. S. 217-232.

Müller, Daniel (2009): Inwieweit berichten Journalisten ohne begründbaren Sachbezug über die Zugehörigkeit von Strafverdächtigen zu ethnischen Minderheiten? Eine inhaltsanalytische Untersuchung Dortmunder Tageszeitungen 2007. In: Geißler, Rainer/ Pöttker, Horst (Hrsg.): Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Bd. 2. Forschungsbefunde. Bielefeld: transcript. S. 189-215.

Pöttker, Horst (2005a): Diskriminierungsverbote und Beschwerdepraxis des Deutschen Presserats. Eine quantitative und qualitative Analyse. In: Geißler, Rainer/ Pöttker, Horst (Hrsg.): Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Problemaufriss, Forschungsstand, Bibliographie. Bielefeld: transcript. S. 185-221.

Pöttker, Horst (2005b): Publizistische Selbstkontrolle im Wandel. Über zivilgesellschaftliche Notwendigkeit und mediengesellschaftliche Irrwege. In: Zeitschrift für Kommunikationsökologie und Medienethik, H. 1, S. 40-48.

Pöttker, Horst (2009): Wann werden Diskriminierungsverbote von Journalist(inn)en akzeptiert? Eine Untersuchung zum Widerspruch von Migrantenschutz und Öffentlichkeitsaufgabe. In: Geißler, Rainer/Pöttker, Horst (Hrsg.): Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Bd. 2. Forschungsbefunde, Bielefeld: transcript. S. 161-187.

Rath, Matthias (2014): Ethik der mediatisierten Welt. Grundlagen und Perspektiven, Wiesbaden: VS-Verlag.

Rusch, René (2007): Der „Ausländer-Diskurs“ der Kronen Zeitung 2005. Gibt es einen „kronischen“ Rassismus? Magisterarbeit, Wien.

Simon, Helmut (1993): Gutachten. Erstattet im Auftrag des Zentralrats deutscher Sinti und Rom, Heidelberg.

Tätigkeitsbericht des Österreichischen Presserats für das Jahr 2015: http://www.presserat.at/rte/upload/pdfs/taetigkeitsbericht_2015.pdf, abgerufen am 2.8.2016.

Trägerverein des Deutschen Presserats (Hrsg.) (1989): Deutscher Presserat. Jahrbuch 1988, Bonn.

Warzilek, Alexander (2014): Wenn Südländer Schlagzeile machen: http://www.wienerzeitung.at/themen_channel/integration/gesellschaft/625552_Wenn-Suedlaender-Schlagzeile-machen.html, abgerufen am 2.8.2016).

Warzilek, Alexander (2016): Brief an CR Klaus Herrmann. http://www.presserat.at/rte/upload/pdfs/brief_an_cr_herrmann.pdf, abgerufen am 2.8.2016.

Fußnoten

[1] Der Text beruht auf einem Vortrag vom 12. 9. 2016 in Wien bei der 4. Jahrestagung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zur Migrations- und Integrationsforschung. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird verallgemeinernd das generische Maskulinum verwendet. Diese Formulierungen umfassen gleichermaßen weibliche und männliche Personen; alle sind damit gleichermaßen angesprochen.

[2] z. B. wenn es sich um eine andere Zugehörigkeit handelt, als das Publikum aufgrund der geschilderten Umstände annehmen muss.

[3] Diese Formulierung wurde 2013 vorgenommen, der Geschäftsführer des Österreichischen Presserates Alexander Warzilek begründete die Adaption damit, dass dadurch Relikte aus den 1960er Jahren wie „rassische Diskriminierung“ gestrichen und neu formuliert wurden.

[4] Es soll darauf hingewiesen werden, dass der journalistische Ehrenkodex – trotz fehlender Sanktionsmöglichkeiten – dennoch grundsätzlich durch den Kollektivvertrag für Journalisten weiterbestanden hat.

[5] in der GPA-DJP: Gewerkschaft der Privatangestellten, Druck, Journalismus, Papier.

[6] Finanziert wird der Presserat durch Mitgliedsbeiträge seiner Trägervereine und aus Mitteln der Presseförderung (vgl. § 12a PresseFördG).

[7] vgl. www. bummedia.at (abgerufen am 2.8.2016).

[8] Dieser Passus wurde – wie bereits erwähnt – 2013 geändert.

[9] In seiner Magisterarbeit bezeichnet Albrich (2013) die Journalisten als KriminalberichterstatterInnen. In der Stichprobe wurden insgesamt 94 Journalisten (Print- und Online) erfasst, von denen 68% angaben als Kriminalberichterstatter tätig zu sein.

Uwe Krüger: Mainstream. Warum wir den Medien nicht mehr trauen

rezensiert von Guido Keel

Deutschland hat ein Problem mit seinem Journalismus. Von dieser Feststellung ausgehend, nimmt sich der Leipziger Medienwissenschaftler Uwe Krüger der Frage an, woran es liegt, dass in den vergangenen Jahren die Bevölkerung gegenüber den Medien offenbar immer misstrauischer und kritischer geworden ist. Und zwar nicht nur bei denen, die laut über die „Lügenpresse" schimpfen, sondern quer durch das politische Spektrum.

Nachdem Krüger 2013 in seiner Dissertation den Einfluss von Elite-Netzwerken auf die Alpha-Journalisten in Deutschland untersucht und angeprangert hat, widmet er sich in seinem neuen Buch *Mainstream. Warum wir den Medien nicht mehr trauen*(2016) der Frage, wie und vor allem weshalb die Meinungsvielfalt in den deutschen Medien kleiner geworden zu sein scheint. Ob die Vielfalt wirklich kleiner geworden ist, untersucht er allerdings nicht. Vielmehr zitiert der Autor dazu eine Studie aus den Neunzigerjahren und illustriert den Befund, dass Leitmedien bezüglich Themenwahl und Bewertung weitgehend übereinstimmen, anhand der Berichterstattung über ausgewählte Ereignisse – allen voran die Ukraine-Krise, die Krüger als Kristallisationspunkt für das Misstrauen gegenüber den Medien sieht. Zudem beruft er sich auf verschiedene Meinungsumfragen, die immer wieder zeigen, wie das Vertrauen des Publikums in die Medien und vor allem in deren Unvoreingenommenheit abnimmt.

Ausgehend von der Feststellung, dass der Journalismus deshalb ein existenzielles Glaubwürdigkeitsproblem hat, macht sich Krüger auf die Suche nach den Ursachen dieser „Gleichschaltung" (S. 7) der Leitmedien. Er findet sie auf mehreren Ebenen, wobei der Einfluss der Elite-Netzwerke erneut ein Thema ist. Daneben sieht Krüger Beweggründe für das Phänomen des Medien-Mainstreams in der Berichterstattung (vgl. S. 27) einerseits in den immer prekäreren redaktionellen Produktionsbedingungen, andererseits in der Herkunft und der beruflichen Sozialisation von Journalisten, die sich zunehmend aus einem bestimmten sozio-kulturellen und ökonomischen Milieu („liberal-intellektuell", S. 79) rekrutieren und entsprechende Haltungen und Netzwerke repräsentieren. Krüger kommt dabei zum alarmierenden Schluss, dass sich Medien und

Journalisten damit allmählich selbst überflüssig machen, weil sie sich zunehmend von ihrem Publikum entfremden und so ihrer Kernaufgabe, der Information und Orientierung der Gesellschaft, nicht mehr nachkommen können.

Wie sich diese Entwicklung stoppen lässt, stellt er in seinem abschließenden Appell dar (S. 140-144): Unter der treffenden Kapitelüberschrift „Entspannungsübungen“ wendet er sich darin sowohl an die Journalisten als auch an das Publikum: Auf der einen Seite müssten sich Journalisten stärker mit der Ambivalenz auseinandersetzen, die ihre – durchaus sinnvolle – Nähe zu Entscheidungsträgern in Wirtschaft und Politik mit sich bringt. Zudem fordert Krüger die Journalisten auf, sich nachhaltiger mit den Konsequenzen zu befassen, die eine durch Social Media veränderte öffentliche Kommunikationswelt für ihren Beruf mit sich bringt. Dies bedeutet auch, sich deutlicher dem Dialog mit dem Publikum zu stellen und ihm dabei mehr Vertrauen entgegenzubringen. Auf der anderen Seite erwartet Krüger vom Publikum, dass es mehr Interesse und Verständnis für die Produktionsbedingungen zeigt, unter denen Journalismus heute entsteht, und für das Umfeld, in dem er sich behaupten muss.

Thematisch bleibt der Autor mit *Mainstream* in der Nähe seiner Dissertation. Formal handelt es sich bei seinem neuen Werk jedoch um eine ganz andere Buchform. *Mainstream* ist eine spannend erzählte Abhandlung über eine Entwicklung im Journalismus, die sich nicht primär an ein wissenschaftliches Fachpublikum richtet, sondern auch für interessierte Nicht-Wissenschaftler gut verständlich und erhellend sein dürfte. Gleichzeitig stützt sich der 38-Jährige immer wieder auf akademische Erkenntnisse, die seinem Buch Relevanz verleihen und es so zu mehr als einer persönlichen Betrachtung machen. Die unprätentiöse Einflechtung von Literatur und Forschungsergebnissen, aber auch von konkreten Fallbeispielen aus den Medien, trägt zur Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft seiner Arguemente bei, ohne den Lesefluss zu behindern. So illustriert er seine Überlegungen u.a. durch die Berichterstattung zur Affäre Wulff oder das Freihandelsabkommen TTIP, das Versagen der Wirtschaftspresse im Vorfeld der Immobilien- und Wirtschaftskrise 2008 oder der auffällig großen Amerika-Nähe von führenden deutschen Journalisten. Dank dieses gelungenen Brückenschlags zwischen Wissenschaft und Aktualität ist Krügers Buch mehr als nur die hunderste Wiederholung von Vorurteilen und subjektiven Eindrücken eines empörten Zeitgenossen.

Er liefert somit seinen Beitrag zur aktuellen Diskussion über die Medien in einer Form, die man vor allem aus der angelsächsischen Welt kennt, die aber im deutschsprachigen Raum leider noch viel zu selten ist. Zudem schafft es der Autor, eine klare Botschaft zu vermitteln, ohne dabei übermäßig simplifizierend oder moralisierend zu wirken. Seine Argumente sind zwar bisweilen von einer Heftigkeit geprägt; beispielsweise wirft er ARD und ZDF explizit vor, im Zusammenhang mit der Griechenland-Krise wiederholt und vor allem bewusst „deutlich tendenziös“ (S. 119) berichtet zu haben, oder beschreibt die Entwicklung in Deutschland als „Regression“ (S. 127) in Richtung Konsensjournalismus, wie er nach dem Zweiten Weltkrieg schon einmal praktiziert wurde. Dennoch zeigt er durchaus Verständnis für solche problematischen Entwicklungen und bleibt in seiner Darlegung konstruktiv. Hierbei weist er auch auf Dilemmata hin, in denen sich Journalisten in ihrer

täglichen Arbeit befinden: Soll man zum Beispiel dem Publikum immer alle Informationen vermitteln oder verantwortungsvoll abwägen, welche Informationen einen Sachverhalt zu verstehen helfen und welche eher zu Fehlschlüssen oder Überinterpretationen führen?

Indem sich Krüger von der starren und oft schwer zugänglichen Form akademischer Texte löst, bietet er auch Angriffsflächen. So muss man seine Sichtweisen, wonach in der Ukrainekrise die russische Perspektive absichtlich vernachlässigt wurde oder die Verantwortlichen für das finanzielle Desaster in Griechenland in den deutschen Medien übermäßig negativ dargestellt worden seien, nicht zwingend teilen. In mancher Hinsicht ergeben sich auch Widersprüche, etwa wenn er einerseits davon schreibt, dass Journalisten ihre Rolle zunehmend als angepasste Informationsvermittler ohne Ambitionen auf Kritik und Kontrolle interpretieren (S. 39), später aber kritisiert, dass sie sich zu sehr in der Verantwortung sehen würden, die Welt in Gut und Böse einzuteilen (S. 105f). Dem Autor ist jedoch zugute zu halten, dass er sich aus dem Elfenbeinturm gewagt hat und diesen Angriffen aussetzt, zumal sie die Eindringlichkeit seiner Hauptargumente nicht schmälern.

Diese Rezension bezieht sich auf die im März 2016 erschienene Erstauflage des Buches. Im August ist eine durchgesehene und aktualisierte Auflage erschienen.

Diese Rezension ist zuerst in rezensionen:kommunikation:medien (r:k:m) erschienen

Über den Rezensenten

Dr. Guido Keel ist Dozent am Institut für Angewandte Medienwissenschaft der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Zu seinen Schwerpunkten in der Forschung gehören Qualität im Journalismus, Wandel im Journalismus und Journalismus in nicht-europäischen Kontexten.

Über das Buch

Uwe Krüger (2016): Mainstream. Warum wir den Medien nicht mehr trauen. München: C.H. Beck. 170 Seiten. 14,95 Euro.

Irma Nelles: Der Herausgeber. Erinnerungen an Rudolf Augstein

rezensiert von Beatrice Dernbach

Sie beginnt mit dem Abschied. Rudolf Augstein liegt am 31. Oktober 2002 mit einer schweren Lungenentzündung im Israelitischen Krankenhaus Hamburg. Er stirbt einige Tage später, am 7. November, kurz nach seinem 79. Geburtstag. Auf der Taxifahrt nach Hause beginnt sie zu weinen. „Was Schlimmes passiert?", fragt der Fahrer. „Nein, etwas Normales." – „Ihr Freund?" Sie denkt: „… in seltenen, flüchtigen Augenblicken waren wir sogar befreundet" (S. 11).

Irma Nelles, geboren 1946, stieß im Sommer 1973 über das Bonner Büro zum *Spiegel*. Sie begann als Sekretärin, reduzierte diese Tätigkeit zwischen 1976 und 1983 für ein Studium als Grundschullehrerin. Danach siedelte Nelles nach Hamburg um und war für das Magazin als Leserbriefredakteurin tätig. 1993 wechselte sie schließlich ins zwölfte Stockwerk des *Spiegel*-Hochhauses und leitete bis zu seinem Tod das Büro des Herausgebers. Von Freundinnen animiert, schrieb sie für den *Aufbau Verlag* nun ihre Erinnerungen auf.

Die Autorin erzählt in diesem Buch sehr viel über sich selbst: Sie wächst in einem Pfarrhaus auf der nordfriesischen Insel Nordstrand auf. Der Vater bringt zweimal im Monat aus Hamburg den *Spiegel* mit. „Die Texte im *Spiegel* fand ich kompliziert und schwer zu verstehen. Außerdem kamen darin fast nur Männer und selten Tänzerinnen oder Schauspielerinnen vor" (S. 13). Der Vater hält viel vom Magazin und dessen Herausgeber: „Der kriegt alles raus und lässt sich nichts gefallen." Tochter Irma merkte sich „diesen Augstein (…), weil er eine Art Meisterdetektiv Kalle Blomquist zu sein schien, der sich auch mal die Großen vorknöpft" (S. 14).

Mit 22 heiratet Nelles und zieht mit ihrem Mann und zwei Kindern ans Bonner Rheinufer. Fünf Jahre später entdeckt sie eine Stellenanzeige im *Bonner Generalanzeiger*, bewirbt sich und beginnt als Sekretärin im Bonner *Spiegel*-Büro. Im Spätsommer 1973 kündigt der Verleger Rudolf Augstein seinen Besuch an: „Ich war sehr gespannt: Rudolf Augstein persönlich! Dass er ins Haus stand, fiel sofort auf. An solch einem Tag wirkten die Redakteure rasierter und frisierter als sonst und trugen ordentliche Anzüge, sogar mit Krawatte" (S. 24f.). Nelles spürt, wie sich die sonst entspannte

Atmosphäre im Büro ändert: „Aber jetzt schien der liebe Gott persönlich vor der Tür zu stehen. So etwas wie Angst machte sich breit“ (S. 25).

Die Abstände, in denen Nelles in den ersten Jahren dem Herausgeber begegnet, sind groß, weshalb die Autorin die Lücken mit vielen irrelevanten biografischen Elementen füllt. Da sie nie als Journalistin gearbeitet hat, fehlt ihr die Routine, zu bewerten und zu selektieren, was wichtig ist und was nicht. Politische Turbulenzen, wie die Affäre Günter Guillaume und der Rücktritt Willy Brandts 1974 werden erwähnt, spielen aber keine tragende Rolle. Stattdessen schildert sie sehr ausführlich, wie der Herausgeber sie regelmäßig in seine Urlaubsorte in der Schweiz oder Frankreich beordert. Dort lernt die Mitarbeiterin den Chef auch von seiner persönlichen Seite kennen. Diese Schilderungen sind allerdings nur selten amüsant und wiederholen sich auf den rund 300 Seiten. Ganz offensichtlich besitzt Nelles nicht das schriftstellerische Naturtalent, eine spannende Geschichte aus Alltagsbeobachtungen heraus zu erzählen. Dadurch bereichert die Lektüre nicht, sondern langweilt.

Zwar festigt die Autorin ein Bild des Herausgebers, das durchaus in anderen Erzählungen (wie der Biografie *Augstein* von Dieter Schröder, 2004) skizziert wird, aber in der privaten, ja fast intimen Tiefe besonders ist. Von einem „Sittenbild der bundesrepublikanischen Mediengeschichte seit den siebziger Jahren“ (PR-Text des Verlags) ist diese sehr unmittelbare, tagebuchartige Aufzeichnung hingegen weit entfernt. Es ist ein persönliches Portrait über einen sicherlich für die deutsche Mediengeschichte bedeutenden Mann und kauzigen Menschen – nicht mehr, nicht weniger.

Je näher Irma Nelles dem Herausgeber über die Jahrzehnte kommt, desto mehr scheinen andere sich abzuwenden. Die Bonner Redakteure wirken genervt, wenn er sein Kommen ankündigt; auch in der Hamburger Zentrale ist er kein gern gesehener Gast. Die wenigen echten Freunde machen sich Sorgen: Hörfunk- und Fernsehproduzent Henri Regnier und seine Frau Antonia verbringen viel Zeit mit Augstein und beobachten, wie er sich mehr und mehr zurückzieht, nahezu „manisch-depressiv“ wirkt und zu viel Alkohol trinkt. „Ein so berühmter und reicher Mann, wieso hat der niemanden und weiß nicht, wo er hinsoll?“, fragt Nelles (S. 49). Augsteins Beziehungen zu Frauen nennt Antonia Regnier „Donjuanismus“ (ebd.); das Ehepaar versucht, Nelles zu gewinnen, sich mehr um den Mann Augstein zu kümmern: „Er braucht eine Frau, die ihm Suppe kocht“ (ebd.).

Aber die Sekretärin lässt nie eine sexuelle und intime Annäherung zu. Sie schreibt es nicht, aber es ist herauszulesen, dass sie mit dem äußerlich mächtigen, reichen, berühmten, jedoch gleichzeitig empfindlichen, sich selbst bemitleidenden, depressiven, alkoholsüchtigen, oft ruppigen, verschlossenen, alternden kurz: widersprüchlichen Mann keine Beziehung will. Auch wenn sie immer wieder in der Nachbarschaft oder sogar unter seinem Dach wohnt, laufen Augsteins Annäherungsversuche ins Leere.

Kein Wunder, denn seine Strategie ist alles andere als galant: Nach einem Vortrag über den unzurechnungsfähigen griechischen Reeder Aristoteles Onassis, der einen millionenschweren Ehevertrag mit der Witwe Jacqueline Kennedy abgeschlossen habe, „die dafür nichts, aber auch gar nichts liefern würde“, sagt Augstein zu Nelles: „Nun ja, wir können es ja so machen: zweimal in der

Woche." Auf ihr verwundertes Schweigen reagiert Augstein trotzig: „Zweimal (…). Das wird doch wohl nicht so schwierig sein" (S. 139f.). Seine engste Mitarbeiterin denkt an ihren Job, an ihren Partner, der weit weg in Bonn lebt, und weist Augstein sanft ab: „Können wir nicht einfach abwarten, wie wir miteinander klarkommen? Vielleicht entwickelt sich ja mit der Zeit irgendetwas" (S. 141).

Entwickelt hat sich in dieser Hinsicht nichts; Irma Nelles ist bis zum Schluss nie Augsteins Jagdtrieb erlegen, aber immer in seiner Nähe geblieben. Ins Büro ist der Herausgeber nur noch selten gegangen. Auch als Autor von Kommentaren und Titelgeschichten zog er sich zurück. Mit 78 Jahren war er körperlich zerbrechlich und lebte in der Vergangenheit. Selbst seinen ehemaligen Kontrahenten begegnete er nun „friedfertig und versöhnungsbereit" (S. 313). In dieser „todesnahen, fast kindlichen Zartheit wirkte Rudolf Augstein, als wolle er nun zeigen, wie verwundbar er wirklich sei. Der derbe Schutzpanzer, der ihn häufig so kampfeslustig erscheinen ließ, war verschwunden" (ebd.).

Diese Rezension ist zuerst in rezensionen:kommunikation:medien (r:k:m) erschienen.

Über die Rezensentin

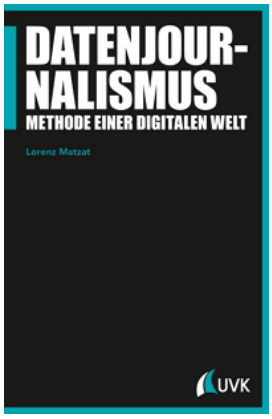
Dr. Beatrice Dernbach ist Professorin für Praktischen Journalismus im Studiengang Technikjournalismus / Technik-PR der TH Nürnberg. Zu ihren Schwerpunkten gehören Fachjournalismus, Nachhaltigkeit und Ökologie im Journalismus, Narration im und Vertrauen in Journalismus sowie Wissenschaftskommunikation.

Über das Buch

Irma Nelles (2016): Der Herausgeber. Erinnerungen an Rudolf Augstein. Berlin: Aufbau. 314 Seiten. 22,95 Euro.

Lorenz Matzat: Datenjournalismus. Methode einer digitalen Welt

rezensiert von Holger Müller



Quo vadis? Wenn es um die Zukunft des Journalismus im digitalen Wandel geht, fallen in akademischen Beiträgen und Redaktionen häufig ähnliche Schlagworte: Crossmedia, Communities und Datenjournalismus. Jede dieser Herangehensweisen stellt für sich genommen eine Methode dar, das Internet als Plattform zu nutzen, um kurzfristig Aufmerksamkeit und langfristig Erlöse zu generieren. Vor den Erlösen steht allerdings zunächst der Aufwand, wie Lorenz Matzat exemplarisch in seinem Buch *Datenjournalismus. Methode einer digitalen Welt* zeigen möchte. Es ist bei UVK in der Reihe *Praktischer Journalismus* erschienen.

Für Beobachter der Entwicklungen im digitalen Journalismus ist Lorenz Matzat kein Unbekannter: Er war Mitgründer der Agentur *OpenDataCity*, die in Zusammenarbeit mit Medienhäusern datenjournalistische Projekte umsetzt. Zu diesen gehörte unter anderem „Verräterisches Handy", eine Auswertung der Telekom-Vorratsdaten des Grünenpolitikers Malte Spitz für Zeit Online. Die Projektpartner wurden dafür 2011 mit dem Grimme Online Award, dem Lead Award und dem Award der Online-News-Association aus den USA ausgezeichnet. Nach seinem Ausscheiden bei *OpenDataCity* im Jahr 2013 konzentriert sich Matzat auf seine Softwarefirma *Lokaler*, die standortbezogene Dienste entwickelt. Zudem bloggt er auf datenjournalist.de über den titelgebenden ‚data-driven-journalism' und interaktiven Journalismus.

Um am Punkt Interaktivität anzuknüpfen: Der große Vorteil eines Weblogs ist im Vergleich zu einem gedruckten Werk die Möglichkeit, auf Quellen oder weiterführende Informationen zu verlinken. Matzat versucht mit seinem Buch zum Datenjournalismus den Spagat zwischen Print und World Wide Web: Er beschränkt sich auf den knapp 100 Seiten auf das Wesentliche datenjournalistischer Arbeit; auf eine kurze „Einführung" (S. 7-13) folgen die „Grundlagen des Datenjournalismus" (S. 15-33), „Methodik" (S. 35-65) und „Veröffentlichung" (S. 67-92). Darüber hinaus verweist Matzat im Text mit insgesamt 64 Links auf Essays, Beispiele, Werkzeuge und Datensätze, die auf seiner Website auch gleich aufgerufen werden können. Daher empfiehlt sich eine Lektüre des Buches unbedingt vor dem PC oder Laptop.

Lorenz Matzat weist in seinem Blog darauf hin, sein Buch richte sich an Einsteiger und solle eine

erste Orientierung bieten. So setzt sich die Einführung aus einer Seite Einleitung, zwei Seiten Begriffserklärung und einem ebenso kompakten geschichtlichen Überblick zusammen. Überraschend? Wer seinen Blog kennt, weiß: Matzat formuliert auf den Punkt. So erklärt er sein Verständnis von Datenjournalismus als Methode auch im Buch in wenigen Sätzen. Für ihn steht der Datensatz im Mittelpunkt des journalistischen Interesses (S. 9). Aufgabe der Datenjournalisten ist der „Zweischritt" aus Datenarbeit (Daten erfassen, säubern und erforschen) und der journalistischen Aufbereitung – bevorzugt in Form einer interaktiven Visualisierung bzw. Anwendung (S. 10). Dieser Logik folgt nach einigen Begriffserklärungen auch der weitere Aufbau des Buches.

„Muss ein Journalist, der sich Daten widmet, Programmieren lernen (S. 31)?" Diese rhetorische Frage beantwortet Matzat mit einem klaren Nein und dem Hinweis, Datenjournalismus sei Teamarbeit und Spezialisierung vonnöten (S. 31). Damit sich dieses Team in einem datenjournalistischen Projekt verständigen kann, braucht es trotzdem eine gemeinsame Sprache. Auch hier konzentriert sich der Autor auf das Wesentliche: Daten seien letztlich alles, was sich messen und zählen lässt (S.17), Struktur entsteht durch die Interpretation quantitativer Daten mithilfe statistischer Methoden (S.18-20), und der Informationsgehalt von Statistiken hängt von Anlässen sowie der grafischen Darstellung ab (S. 27-30).

Die wertvollsten Kapitel für Einsteiger in den datengetriebenen Journalismus sind jedoch die Ausführungen zur Datenarbeit (S. 40-65) und Datenaufbereitung (S. 68-91). Hier erhoffen sie sich Antworten auf grundlegende Fragen: Wie recherchiere ich meine Daten? Wo ist mein Datensatz nicht ganz schlüssig? Welche Methoden eignen sich, um die Daten aufzubereiten? Wie bereite ich mein Projekt für die finale Veröffentlichung vor? Matzat bleibt die Antworten auf diese Fragen zwar nicht schuldig, er begnügt sich aber damit, Lösungsmöglichkeiten und Beispiele aufzuzählen oder oberflächlich zu skizzieren. So führt er als Möglichkeit der Datenbeschaffung das so genannte „Scraping" an. Dabei wird ein Computerprogramm dazu genutzt, die Daten auf einer Website automatisch „auszukratzen" und in maschinenlesbarer Form zu speichern (S. 46). Ein konkretes Fallbeispiel, mit dem er das Scraping illustriert, fehlt. Stattdessen verweist er über einen Link auf Kursmaterial des *National Institute for Computer-Assisted Reporting* zum Thema "Web Scraping Without Programming" – eine Sammlung von zehn Dateien. Dadurch kommt sich der Leser unweigerlich vor, als würde er von Pontius zu Pilatus geschickt, denn das vierseitige Handout beinhaltet wiederum knapp 30 weiterführende Links. Aus didaktischer Sicht liegt hier eine vertane Chance vor. Statt Methoden und Tools aufzulisten, hätte der Autor Datenarbeit und Datenaufbereitung besser an einem konkreten Beispiel erklärt, insbesondere um Aufwand und Arbeitsteilung in einem Team aufzuzeigen.

Laut Klappentext verspricht Matzat nicht, „aus dem Leser im Nullkommanichts einen Könner im Datenjournalismus zu machen." Es ist allerdings auch zu bezweifeln, ob seine Leserschaft durch das Buch zu Einsteigern in den datengetriebenen Journalismus wird. Matzat führt die wichtigsten Grundlagen, Arbeitsschritte und -techniken des Datenjournalismus auf, streift sie aber lediglich kursorisch. Mit diesem Ansatz setzt er auf ein gewisses Vorwissen beim Leser, wodurch er den eigenen Anspruch konterkariert. Im Layout fallen die raumgreifenden Zitate auf, die in

Versalbuchstaben, weiß auf hellblauem Hintergrund, zum Teil fast eine Druckseite einnehmen (S. 41). Außerdem ist in der Druckvorlage der Beschnitt offensichtlich nicht berücksichtigt worden: Das Seitenregister wurde nach dem Druck abgeschnitten.

Diese Rezension ist zuerst in rezensionen:kommunikation:medien (r:k:m) erschienen.

Über den Rezensenten

Holger Müller (M.A.) ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Fachstudienberater am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Bamberg. Dort leitet er zudem das Ausbildungsradio *friedaFM*. Seine Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Praktischer Journalismus und Journalismusforschung.

Über das Buch

Lorenz Matzat (2016): Datenjournalismus. Methode einer digitalen Welt. Konstanz/München: UVK. 102 Seiten. 17,99 Euro.

Lars Bauernschmitt, Michael Ebert: Handbuch des Fotojournalismus

rezensiert von Evelyn Runge

Einige Ikonen des Fotojournalismus aus dem 20. Jahrhundert sind schnell benannt; man hat sie vor dem inneren Auge, auch ohne die Bilder vor sich zu sehen: etwa das Aufstellen der amerikanischen Flagge durch Soldaten in Iwo Jima von Joe Rosenthal (1945), die Selbstverbrennung des Mönchs Thich Quang Duc in Saigon von Malcolm Browne (1963) oder die verängstigten, fliehenden Kinder in Vietnam, im Bild festgehalten von Nick Ut (1972). Zu fotografischen Ikonen gehören jedoch nicht nur Aufnahmen aus Krisen- und Kriegssituationen, sondern auch solche aus Wissenschaft und dem Paparazzitum. Lennart Nilssons „legendäre Fotogeschichte über das Werden des menschlichen Lebens im Mutterleib“ (S. 268) wurde nach zwölf Jahren Vorbereitung 1965 im Magazin *LIFE* veröffentlicht – und konnte auch deshalb realisiert werden, weil die Firma ‚Karl Storz Endoskope‘ in Tuttlingen mit dem Fotografen entsprechende Aufnahmeeinrichtungen entwickelte (S. 268, 274f.). Der „King of the Paparazzi“ (White/TIME, o.J.) Ron Galella hingegen verlor bei der Ausübung seines Berufs die unteren Schneidezähne: Schauspieler Marlon Brando brach ihm den Kiefer – und Galella wurde selbst zum Fotoobjekt. Geschützt mit einem Football-Helm näherte er sich Brando wieder (S. 216f.).

All diese Fotografien und viele mehr bilden den Grundstock des *Handbuchs des Fotojournalismus*, das einen breiten Überblick über dessen *Geschichte, Ausdrucksformen, Einsatzgebiete und Praxis* gibt, wie der Untertitel verspricht. Das Handbuch lebt von der praktischen Expertise des Autoren-Teams Lars Bauernschmitt und Michael Ebert. Beide haben jahrzehntelange Erfahrung in der deutschen Fotobranche, Bauernschmitt unter anderem als Geschäftsführer der Agentur VISUM (1993-2008), Ebert seit 1979 als Fotojournalist für Medien, Unternehmen und als Mitglied in Bauernschmitts früherer Agentur. Beide unterrichten zudem Fotojournalismus an der Hochschule Hannover.

In 17 Kapiteln widmen sich die Autoren zunächst chronologisch der Geschichte der Fotografie und des modernen Bildjournalismus und spezifischen Ausdrucksmitteln. Die Kapitel 5 bis 11 sind einzelnen Sujets gewidmet, unter anderem dem Lokaljournalismus (S. 169ff.), der Sportfotografie (S. 183ff.), Paparazzi (S. 217ff.) und Politikern (S. 229ff.), aber auch dem Fotojournalismus in der Öffentlichkeitsarbeit (S. 245ff.) sowie in der Natur- und Wissenschaftsfotografie (S. 267ff.). Abgerundet wird das Buch durch Informationen über Ausrüstung (S. 281ff.), Hard- und Software (S. 297ff.) sowie Ausführungen zum Bildermarkt und den Rechten der Fotografen (S. 305ff.).

Hervorzuheben ist, dass Bauernschmitt und Ebert diesen breiten Ansatz gewählt haben – und nicht Bild- und Fotojournalismus mit Kriegs- oder Krisenfotografie gleichsetzen, wie es noch immer in jüngeren Publikationen geschieht (z.B. Pensold 2015). Der Vorteil dieser Perspektive liegt auch darin, die Komplexität des Fotojournalismus abzubilden, sei es durch die Reflektion der veränderten Publikationsformen aufgrund der Digitalisierung und Anforderungen ans Equipment (vgl. z.B. S. 137, 297ff.), sei es durch Tipps, wie ein Fotograf seine Nische(n) finden und sich dort selbst zur Marke machen kann (z.B. S. 305ff., 316ff., 327ff., 335ff.). Die Autoren betonen, wie sich der Markt der Fotoagenturen ausgedehnt hat, die nicht ausdrücklich journalistisch arbeiten: Am Beispiel von *Getty Images* beschreiben sie, wie sehr Fotos zur Ware geworden sind (S. 305ff.) – durch Bezahlformen wie Micropayment (S. 307f.), aber auch Lizenzierungsmodelle wie Royalty Free (S. 311) und die zunehmende Nutzung von Stockfotografie (S. 325; vgl. auch Glückler/Panitz 2013, Runge 2016).

Die Arbeitsbedingungen von Bildjournalisten – weniger von Bildredakteuren – werden in jedem Kapitel ergänzend thematisiert. Nach Angaben der Autoren verdienen in Deutschland etwa 4000 Menschen „direkt oder indirekt ihr Geld mit publizistischer Fotografie“ (S. vi). Trotz sinkender Auflagen und Honorare bei gleichzeitiger Übernahme zusätzlicher Aufgaben bleibt der Beruf des Fotoreporters attraktiv (S. vii), worauf auch die Absolventenzahl von jährlich 500 neuer professioneller Fotografen schließen lässt (S. 306): „Unser Beruf ist gewissermaßen wie eine Eintrittskarte in andere Welten. Man wird ständig zu ganz unterschiedlichen Menschen geschickt, um Bilder zu machen. Man taucht immer wieder in andere Situationen und Leben ein, zu denen ein Normalsterblicher kaum Zugang hat“, sagt Rolf Nobel, Professor für Fotografie an der Hochschule Hannover (S. 401).

Gemeinsam ist den Kapiteln, dass sie neben theoretischen und historischen Grundlagen eine Vielzahl an Interviews mit Praktikern aus den unterschiedlichsten Feldern des Fotojournalismus bieten. Lobenswert ist, dass dabei auch Frauen in Führungspositionen zu Wort kommen, die im ansonsten männlich dominierten Fotojournalismus auch in neueren Werken kaum angemessen beachtet werden (vgl. Isermann 2015, Pensold 2015). Die Interviewten berichten aus ihrer Alltagspraxis und gehen dabei auch auf Honorar und Aufwand ein. Haika Hinze als Art Direktorin der Wochenzeitung *Die Zeit* (S. 133ff.) ist sich darüber bewusst, dass hohe Konkurrenz besteht, obwohl nach ihrer Aussage *Die Zeit* Honorare zahlt, die „im Marktvergleich noch in Ordnung“ sind (S. 133). Dennoch „schmerzt das Gefühl, dass man den Fotografen nicht das zahlen kann, was die Arbeit ideell an Wert hat“ (S. 133). Ruth Eichhorn, von 1994 bis 2005 verantwortlich für die Fotografie der Zeitschrift *Geo*, erläutert, wie das Magazin große Reportagen realisiert – inklusive aufwändiger Vor-Ort-Recherche der Redaktion „gemeinsam mit dem Fotografen“ (S. 144).

Besonders hervorzuheben ist zudem Kapitel 10, das sich mit „Fotojournalismus in PR und Öffentlichkeitsarbeit“ befasst (S. 244ff.): Bauernschmitt arbeitet sehr gut heraus, wie Corporate Publishing zunehmend auf fotojournalistisches Storytelling setzt. Auf Grund geringerer Honorare im Pressebereich arbeiten Fotojournalisten auch für Publikationen von Unternehmen und Verbänden. Fotojournalistische Bildwelten wirken authentischer und wahrhaftiger als Werbefotografie, was

Firmen zur Kundenbindung nutzen (vgl. 246, 250). Für Rezipienten wird es damit allerdings noch schwieriger, die Verwischung von Journalismus und Werbung zu erkennen (vgl. auch S. 397).

Es fällt auf, dass sich Bauernschmitt und Ebert oft auf ihre eigene Hochschule beziehen, sei es in Interviews, die sie mit Fotografen führten, die auch an der Hochschule Hannover unterrichten (z.B. S. 261, 379), oder in der wiederholten Darstellung des Fotofestivals *Lumix*, das mit der Hochschule ausgerichtet wird (z.B. S. 100, 152, 155, 157). Dieser Fokus erscheint recht einseitig, zumal andere renommierte Schulen wie der Lette-Verein Berlin, die Fachhochschule Bielefeld, die Staatliche Fachakademie für Fotodesign München oder die Fachhochschule Dortmund nicht mal erwähnt werden. Diese mögen vielleicht nicht „Fotojournalismus" als Namensbestandteil haben, dennoch sind sie aus der Studien- und Ausbildungslandschaft für Fotografie in Deutschland nicht wegzudenken. Es wäre schön gewesen, wenn ein Serviceteil am Ende des Buches einige der Adressen aufgelistet hätte, sodass sich das *Handbuch des Fotojournalismus*nicht wie verdeckte Werbung für die Hochschule Hannover lesen lässt.

Das Buch ist reichhaltig mit Fotografien illustriert, darunter mit historischen Aufnahmen und relativ vielen Reproduktionen von Doppel- und Titelseiten etwa aus Zeitschriften wie *LIFE* oder *Spiegel* (z.B. S. 101, 106, 107, 196). Obwohl die Verfasser darauf hinweisen, wie wichtig detaillierte und kontextualisierende Bildbeschriftung ist (S. 341f.), setzen sie dies nicht in allen Fällen selbst um. Eine Fotostrecke mit sechs Aufnahmen von Pete Souza, dem Cheffotografen des Weißen Hauses, zeigt US-Präsident Barack Obama in verschiedenen Interviewsituationen (S. 236-238) sowie die berühmte Aufnahme aus dem Situation Room des Weißen Hauses, die ihn und seine engsten Mitarbeiter bei der Liveübertragung der Erstürmung des Wohnhauses von Osama bin Laden dokumentiert (S. 235). Über dieses Bild ist viel berichtet worden, doch im vorliegenden Buch fehlt ein Hinweis auf diese Debatte. Ähnlich dürftig ist die Einbindung wissenschaftlicher Quellen: Zwar präsentieren die Autoren im Anhang eine Literaturliste (S. 405 ff.), die einen soliden Überblick über Standardwerke gibt, die sich mit den Grundlagen der Fotografie und des Bildjournalismus, seiner Geschichte, Technik, Bildgestaltung, Markt und Recht befassen. Im Fließtext selbst fehlen allerdings direkte Verweise und Quellenangaben, was für wissenschaftlich geneigte Leser einen Minuspunkt darstellt.

Insgesamt ist das *Handbuch des Fotojournalismus* ansprechend gestaltet. Es überzeugt vor allem durch die Breite der Darstellung und der Kundigkeit der Autoren in Geschichte und Praxis des Fotojournalismus. Es zeigt darüber hinaus, wie viel Potenzial für Forschung über Fotojournalismus abseits kunstgeschichlicher Zugänge liegt, etwa in der Medienökonomie, der Bedeutung visueller Wissenschaftskommunikation sowie Produktion und der Wirkung digitaler Erzählformen wie der Webreportage.

Diese Rezension ist zuerst in rezensionen:kommunikation:medien (r:k:m) erschienen.

LITERATUR:

Glückler, Johannes/ Panitz, Robert (2013): Survey of the Global Stock Image Market 2012. Part I bis III. Heidelberg: GSIM Research Group.

Isermann, Holger (2015): Digitale Augenzeugen. Entgrenzung, Funktionswandel und Glaubwürdigkeit im Bildjournalismus. Wiesbaden: VS-Verlag.

Pensold, Wolfgang (2015): Eine Geschichte des Fotojournalismus: Was zählt, sind die Bilder. Wiesbaden: VS-Verlag.

Runge, Evelyn (2016): Ökonomie der Fotografie. In: Medienwissenschaft: Rezensionen, 3, S. 274-296.

White, Adam: Ron Galella, King of the Paparazzi. In: TIME. http://content.time.com/time/photogallery/0,29307,2008078,00.html, o.J., angerufen am 09.10.2016

Über die Rezensentin

Dr. phil. Evelyn Runge erforscht die Produktionsbedingungen von Fotojournalisten im digitalen Zeitalter („Image Capture“). Sie wird gefördert von der *Martin Buber Society of Fellows in the Humanities and Social Sciences*, Hebrew University of Jerusalem, Israel (Stiftungsfonds BMBF). Forschungsschwerpunkte: Fotografie in Theorie und Praxis, Mediensoziologie, Bilddatenbanken und Archive, Journalismus, Digital Storytelling. Sie hat Politikwissenschaft, Journalistik, Neuere deutsche Literatur und Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München studiert und eine Ausbildung zur Redakteurin an der Deutschen Journalistenschule in München erhalten. Im Herbert von Halem Verlag ist 2016 ihre Publikation *Motor/Reise. Handbuch für die Medienpraxis* erschienen (mit Hektor Haarkötter). Journalistische Veröffentlichungen u.a. in *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Cicero, Die Zeit, Süddeutsche Zeitung*. Zudem ist sie Alumna der Jungen Akademie an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina (2011-2016).

Über das Buch

Bauernschmitt, Lars/ Ebert, Michael (2015): Handbuch des Fotojournalismus. Geschichte, Ausdrucksformen, Einsatzgebiete und Praxis. Heidelberg: dpunkt.Verlag. 423 Seiten. 39,90 Euro.

Tim Kukral: Arbeitsbedingungen freier Auslandskorrespondenten

rezensiert von Julia Lönnendonker

Auslandskorrespondent – das klingt für viele angehende Journalisten nach prestigeträchtigem Traumberuf. Wie sehen aber – abseits festangestellter Korrespondentenstellen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk – die Arbeitsbedingungen freier Auslandskorrespondenten aus? Und wie hat sich ihre Situation im Zuge der Medienkrise und den dadurch bedingten ökonomischen Zwängen entwickelt? Profitieren sie gar vom Abbau fester Korrespondentenstellen, indem sie Lücken füllen, die zuvor von festangestellten Kollegen bedient wurden oder bekommen ‚Freie' ebenso zu spüren, dass die Ausgaben für die Auslandsberichterstattung zurückgefahren werden (vgl. S. 36)?

Diese Forschungslücke will Tim Kukral mit seiner Master-Arbeit zu den *Arbeitsbedingungen freier Auslandskorrespondenten*schließen, die er im Studiengang Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg geschrieben hat. Dazu arbeitet er zunächst – eher kurz und knapp – den Forschungsstand an der Schnittstelle der Berufsgruppen von Auslandskorrespondenten und freien Journalisten auf. Der Autor geht davon aus, dass freie Auslandskorrespondenten eine besondere Motivation für ihren Beruf mitbringen und bezeichnet sie als „Überzeugungstäter […], die eine Befriedigung aus ihrer Tätigkeit gewinnen, welche gegenüber den Schwierigkeiten im Umgang mit gewissen Widrigkeiten überwiegt" (S. 37).

In seiner empirischen Untersuchung befragte er 15 freie Auslandskorrespondenten aus nahezu allen Teilen der Welt – durchweg Mitglieder im Journalistennetzwerk *Weltreporter* – zu ihrer Arbeit und ihrem beruflichen Selbstverständnis. Die Ergebnisse gliedern sich in allgemeine Informationen über die Befragten, die Darstellung von Besonderheiten der Berichtsgebiete (beispielsweise der Infrastruktur, den Lebenshaltungskosten und der Sicherheitslage) und die Beschreibung des Arbeitsalltags der Korrespondenten, etwa ihrer Kunden, Arbeitsabläufe und der Zusammenarbeit mit der Heimatredaktion. Außerdem wird die Motivation der Korrespondenten beschrieben sowie in einem kurzen Abschnitt das Netzwerk der *Weltreporter*selbst. Die Informationen zur Arbeitsweise und zum Selbstverständis entsprechen im Wesentlichen den Ergebnissen vorheriger Studien und verdeutlichen, dass die Arbeitssituation eines Korrespondenten grundlegend vom Berichtsgebiet abhängt, in dem er arbeitet. So bedingt einerseits die Situation in der betreffenden Region (wie Sicherheitslage, Infrastruktur und Kultur) und andererseits das Interesse des deutschen Publikums

am jeweiligen Land bzw. der Weltregion die Art der Berichterstattung.

Besonders interessant und noch wenig erforscht ist die Haltung der Korrespondenten gegenüber Dienstleistungen im Bereich der Public Relations. Während die meisten Befragten PR rigoros als (Neben-)Tätigkeit ablehnen, verdienen doch viele der Befragten mit Corporate Publishing, konkret dem Schreiben für Kunden- und Branchenzeitschriften, einen Teil ihres Einkommens. Die Journalisten beschreiben die Aufträge für solche Magazine als angenehme Art des Arbeitens, die sie sonst aus ihrem Alltag als freie Korrespondenten häufig nicht gewohnt seien: „Interessante Themen, ausführliche Recherchen, komfortable Reisen, freie Hand bei der Gestaltung, komplette Finanzierung der Spesen und großzügige Honorare“ (S. 106).

Insgesamt bietet das Buch einen interessanten Überblick über die Tätigkeit der Korrespondenten des *Weltreporter*-Netzwerks. Zu kritisieren ist allerdings, dass gerade die Spezifität dieses Netzwerks, das quasi die ‚erste Liga’ der deutschen freien Korrespondenten versammelt, kaum beleuchtet wird und die Studie wenig Vergleichsmöglichkeiten zur Leistung anderer freier Auslandsreporter ermöglicht. Kukral schreibt lediglich, dass das *Weltreporter*-Netzwerk einen Ausgleich zum „Einzelkämpfer-Dasein“ (S. 112) des normalen Korrespondenten biete und eine „gewisse ‚Marktpräsenz’“ (S. 112) gewährleiste. Auch wird nicht thematisiert, dass die befragten Journalisten ausschließlich für Print, Radio und Online tätig sind und keine TV-Journalisten befragt wurden. Dies wirkt sich aber auf die Ergebnisse zu den Arbeitsabläufen und bearbeiteten Themen aus.

Im Forschungsstand bemängelt Kukral an vorherigen Studien, dass es bislang nicht gelungen sei, „die gesammelten Daten mit übergeordneten Zusammenhängen zu verbinden“ (S. 34). Diesen Vorwurf muss sich seine Arbeit jedoch auch gefallen lassen: Mit wenigen Ausnahmen fehlt ein Abgleich der Ergebnisse zu vorhergehenden Untersuchungen. Darüber hinaus wird nicht beantwortet, inwieweit sich die Arbeitsbedingungen freier Auslandskorrespondenten von denen festangestellter Kollegen unterscheiden. Auf die Eingangsfrage nach der wirtschaftlichen Situation freier Korrespondenten beschreibt Kukral, „dass Medien die Ausgaben für Auslandsberichterstattung immer mehr senken“ (S. 119): So würden Themen verstärkt durch Agenturen abgedeckt und Honorare „immer niedriger“ (ebd.). „Viele der Befragten gaben an, heute mehr produzieren zu müssen, um gleich viel zu verdienen wie zu Beginn ihrer beruflichen Laufbahn“ (ebd.). Dies unterscheidet freie Auslandsreporter allerdings nicht unbedingt von Festangestellten, die ebenso über einen erhöhten Produktionsdruck klagen, im Verhältnis zur Heimatredaktion stets aufs Neue ihre Expertise behaupten und ihre Themen verkaufen müssen. Auch sie kämpfen um sinkende Reiseetats und die Neigung vieler Redaktionen, Themen ohne Recherchen vor Ort über Agenturen oder die Berichterstattung anderer Medien abzudecken.

Zukünftige Forschung sollte einerseits den Vergleich der Tätigkeit von freien und festangestellten Auslandskorrespondenten genauer in den Blick nehmen. Interessant wäre zudem, eine größere heterogenere Menge von freien Korrespondenten zu untersuchen, um als Ergebnis eine Typologie freier Auslandskorrespondenten entwickeln zu können.

Diese Rezension ist zuerst in rezensionen:kommunikation:medien (r:k:m) erschienen.

Über die Rezensentin

Julia Lönnendonker ist Forschungskoordinatorin am Institut für Journalistik der TU Dortmund. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören internationaler und europäischer Journalismus, Auslandsberichterstattung, europäische Öffentlichkeit und Identität. In ihrer Dissertation widmete sie sich der Konstruktion europäischer Identität in der deutschen Berichterstattung über einen möglichen Beitritt der Türkei zur EWG/EG/EU seit den 1959ern.

Über das Buch

Tim Kukral 82016): Arbeitsbedingungen freier Auslandskorrespondenten. Eine qualitative Befragung von Mitgliedern des Journalistennetzwerks Weltreporter. Köln: Herbert von Halem Verlag. 150 Seiten. 16 Euro.

Journalismus

Michael Haller (Hrsg.)

Öffentliches Vertrauen in der Mediengesellschaft

2017, 260 S., 24 Abb., 12 Tab., Broschur,
213 x 142 mm, dt.

ISBN (Print) 978-3-86962-099-2
ISBN (PDF) 978-3-86962-225-5

Polarisierung der politischen Meinungen, Misstrauen gegenüber den Informationsmedien, Angst vor sozialen Konflikten, Rückzug in die Community: Den Umfragen zufolge schwindet Vertrauen und Verunsicherung breitet sich aus. Ist öffentliches Vertrauen ein notwendiges Ferment für den gesellschaftlichen Zusammenhalt? Zerfällt dieses Vertrauen in der digitalisierten Mediengesellschaft? Oder geht es doch nur um persönliches Vertrauen, wie es derzeit in den Kommunikationsräumen der sozialen Medien neu entsteht?

Die Autoren dieses Buches untersuchen das Konstrukt ›öffentliches Vertrauen‹ und beschreiben die Bedingungen für Vertrauen in der digitalen Gesellschaft. Kommunikations- und Medienwissenschaftler, Informatiker und Marktforscher befassen sich mit den Einflussgrößen und fragen nach der Messbarkeit des öffentlichen Vertrauens. Sie diskutieren aber auch die Bedingungen, die in den Zeiten des Web 2.0 für den Prozess der Vertrauensbildung ausschlaggebend sind.

Hans Mathias Kepplinger

Totschweigen und Skandalisieren. Was Journalisten über ihre eigenen Fehler denken

edition medienpraxis, 15
2017, 232 S., 11 Abb., 190 x 120 mm, dt.

ISBN (Print) 978-3-86962-284-2
ISBN (PDF) 978-3-86962-285-9

Fast die Hälfte der Bevölkerung bezweifelt, dass die Medien über kontroverse Themen objektiv und sachgerecht berichten. Nach ihrer Meinung schweigen sie unangenehme Fakten und unwillkommene Meinungen tot und skandalisieren Personen, Organisationen und Techniken maßlos. Wie sehen das Journalisten selbst? Auskunft darüber gibt eine repräsentative Befragung von Journalisten bei deutschen Tageszeitungen zu acht konkreten Fällen.

Die Ergebnisse zeigen: Die meisten Journalisten lehnen fragwürdiges Verschweigen von Informationen und Skandalisierungen generell ab. Eine kleine Minderheit akzeptiert dagegen generell fragwürdige Praktiken, rechtfertigt sie und verteidigt sie gegen Einwände. Diese Journalisten nehmen für sich die Deutungshoheit über das Geschehen in Anspruch.

HERBERT VON HALEM VERLAG
Schanzenstr. 22 · 51063 Köln
http://www.halem-verlag.de
info@halem-verlag.de

OPEN SOURCE

BLexKom blexkom.halem-verlag.de
BIOGRAFISCHES LEXIKON DER KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT

BLexKom möchte der Kommunikationswissenschaft im deutschsprachigen Raum ein Gesicht geben. Vorgestellt werden die zentralen Akteure: Professoren, Habilitierte und andere Personen, die einen gewichtigen Beitrag für das Fach geleistet haben – von Karl Bücher bis zu den frisch Berufenen.

http://blexkom.halem-verlag.de

r:k:m rezensionen:kommunikation:medien

rezensionen:kommunikation:medien (r:k:m) versteht sich als zentrales Rezensionsforum für die Kommunikations- und Medienwissenschaften. *r:k:m* will seinen Lesern einen möglichst vollständigen thematischen Überblick über die einschlägige Fachliteratur ermöglichen und Orientierung in der Fülle des ständig wachsenden Buchmarkts bieten. Aktuelle Rezensionen erscheinen in regelmäßigen Abständen.
http://www.rkm-journal.de

Journalistikon
Das Wörterbuch der Journalistik
http://www.journalistikon.de

Das *Journalistikon* ist das erste deutschsprachigen Lexikon der Journalistik. Dabei handelt es sich um die Wissenschaft, die den Journalistenberuf durch Ausbildung und Innovationen unterstützt und kritisch begleitet. Das Wörterbuch der Journalistik wendet sich nicht nur an Wissenschaftler oder Studierende entsprechender Fachrichtungen, sondern an jeden, der sich für Journalistik und praktischen Journalismus interessiert und sich als Mediennutzer oder Medienhandwerker an einem reflektierenden Zugang versuchen möchte. Das *Journalistikon* lohnt sich für alle, die Informationen zur Thematik suchen, ohne dabei ein zweites Lexikon zum Verständnis der Ausführungen daneben legen zu müssen.

http://www.journalistikon.de

IMPRESSUM

Journalistik.
Zeitschrift für Journalismusforschung
2018
1. Jahrgang
Heft 1

http://www.journalistik.online

Herausgeber

Prof. Dr. Bernhard Debatin
PD Mag. Dr. Petra Herczeg
Prof. Dr. Gabriele Hooffacker
Prof. Dr. Horst Pöttker
Prof. Dr. Tanjev Schultz

Redaktion

(Verantwortlich für den Inhalt (gem. § 55 Abs. 2 RStV)
Dipl.-Journ. Christina Kiesewetter (v.i.S.d.P.)

Dank

Wir danken der Stiftung Presse-Haus NRZ in Essen für die freundliche Unterstützung.

Verlag

Herbert von Halem Verlagsgesellschaft
mbH & Co. KG
Schanzenstr. 22
51063 Köln
Telefon: +49(0)221-9258290
Telefax: +49(0)221-92582929
E-Mail: info@halem-verlag.de

Vertreten durch:
Herbert von Halem Verlagsges. mbH
Geschäftsführer: Herbert von Halem
Registergericht: Köln
Registernummer: HRB 25647

Registereintrag:
Eingetragen im Handelsregister.
Registergericht: Köln
Registernummer: HRA 13409

Umsatzsteuer-ID:
Umsatzsteuer-Identifikationsnummer nach §27a
Umsatzsteuergesetz:
DE 172 714 183